



Nr. 35.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreisliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 31. Mai.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Judas. Von Hermine Willinger (Schluß). — Das Duell und seine Abschaffung. Von einem preussischen Richter (Schluß). — Stomphöhlen. Von Dr. Theodor Jaenich (Schluß). — Zum Bassonspiel in Oberammergau. Von L. Schönhoff. I. — In eigener Sache. Frauengedanken über Tolstoj's „Kreutzerjane.“ Von ' '. — Ferdinand Raimund. Zum 1. Juni 1890. Von Walter Paetow. — Gynismus und Sittlichkeit. Von F. W. — Kleine Kritik.

Judas.

Von

Hermine Willinger.

(Schluß.)

„Was ist denn?“ fragte der alte Herr.

„Sehen Sie sich an,“ jammerte Christine, „die Perücke haben wir nicht mehr, — ist es nicht ein Skandal um eine solche Verberbnis?“

„Nichtig,“ sagte der Doktor und betrachtete seinen kahlen Schädel, „wohl dafür, daß ich meine Mahlzeit allein hielt.“

Christine machte noch andere Entdeckungen. Das Besteck fehlte auf dem Tisch, aus der offenen Schieblade der Kommode waren die frisch gestärkten Hemdenkragen des Doktors verschwunden, im Schlafzimmer nebenan fehlte die Pistole über dem Bett.

„Entweder,“ stammelte sie, „läßt der Herr Doktor keine Diebe mehr bei sich ein, oder —“ sie machte eine Bewegung mit dem Arm gen Himmel und lief zur Thür hinaus, um ihr Tuch zu holen und auf die Polizei zu eilen. Das jammervolle Geschrei ihrer Lieblinge veranlaßte sie jedoch, umzukehren und nach den Tieren zu sehen. Der Anblick, der sich ihr in der kleinen Kammer bot, war ein derartiger, daß die lange Christine vor Schrecken fast in die Kniee sank. Beide Katzen gesichter schauten ihr aus der Perücke des alten Herrn entgegen; sie staken in einem steifen Kragen und waren mit demselben an die Stuhllehne festgebunden, zwischen den Vorderpfoten Mordinstrumente, die aus der Pistole und Messer und Gabel bestanden. Hauptsächlich der Anblick der ersteren brachte Christine um alle Geistesgegenwart und lähmte ihr förmlich die Glieder.

Als sie später ihrem Herrn die Perücke zurückbrachte, meinte sie: „Behalten hat er nichts, der Halunke; aber der ist schon im Leben verdammt, das schwöre ich Ihnen zu, so wahr ich meine Religion und meinen Glauben habe.“

„Bin begierig, ob er wiederkommt,“ dachte der Doktor.

Er kam wieder; diesmal jedoch machte es ihm Vergnügen, auf das unverschämteste an der Hausglocke zu ziehen und dann, als ob nichts wäre, an Christine vorüber in des Doktors Stube zu spazieren.

„Um des Himmels willen,“ fiel ihr ein, „er wird mir doch nichts von den Katzen sagen“ — und sie begab sich schlernigst in das Schlafgemach des Doktors, um zu hören, was nebenan gesprochen wurde.

„Was war das für ein Betragen neulich?“ fragte der Doktor.

Fritz schaute ihm unerschrocken ins Gesicht: „Weil Sie geglaubt, ich will was von Ihrem Essen, und das war auch häßlich, jawohl —“

„O Du heilloser Bengel,“ tönte es aus der Nebenstube, „Du gottverdammter Spitzbube!“

„Ich bring' Ihnen alle Katzen um,“ gab Fritz, mit der Faust drohend, zurück.

Da flog Christine freideweiß und wie ein Wirbelwind in die Stube. „Hören Sie nicht auf ihn, Herr Doktor, hören Sie nicht auf diesen Lügner!“

„Es ist doch keine Katze im Hause,“ fragte der alte Herr. „Sie wissen, daß ich Katzen nicht leiden kann.“

„Gott bewahre mich und Sie in alle Ewigkeit,“ fiel ihm Christine ins Wort. „Katzen und Menschen gehören in einen Topf, und ich will mir lieber beide Hände verbrennen, als etwas mit ihnen zu thun haben. Nein, Herr Doktor, da kennen Sie mich schlecht; ich weiß was wir erlebt an Niederträchtigkeit und himmelschreiendem Undank, und daß man das Gefindel nicht kurz genug halten kann, und erwarte mir eins und hab' keinen anderen Wunsch auf dieser Welt, als daß wir endlich mit unserem Stein siegen, — ja, ja, wir werden siegen! Und haben wir gesiegt, dann trage ich allen zu Leid und zum Troß und zum Ärger eine echte seidenjammetne Mantille; so wahr ich meine Religion und meinen Glauben habe — dies wird geschehen! Aber Reden ist Silber und Schweigen ist Gold,“

schloß Christine ihre Rede und zog sich bescheiden in den Hintergrund zurück.

Dem Doktor hatte es eigentümlich in den Mundwinkeln gezuht; er benedete Christine um ihre Zuversicht, um die Frische ihrer Genußfähigkeit. Sein einstiger Traum, mit feurigen Kappen im Triumph durch die Gassen zu jagen, an jenen vorbei, die seine Ideen verlacht, seinen Genius verspottet und sein Streben verachtet, war ihm ganz verschwunden. Seine Aufgabe zu lösen, war der einzige Wunsch, der ihm von den unzähligen Wünschen seiner ehrgeizigen Jugend übrig geblieben.

Zwischen diesen beiden Menschen nun stand der kleine Kottkopf in völliger Vereinsamung, denn niemand achtete mehr seiner. In tiefen Gedanken lehnte er an der Wand, die Hände in den Taschen, während sein Blick bald die gebeugte Gestalt des alten Herrn, bald Christinens hagere Erscheinung streifte; soviel hatte er heraus, die Klagen waren ein Geheimnis, und diese Entdeckung verursachte ihm ein unbeschreibliches Vergnügen; an diesen Klagen hielt er seine alte Feindin fest, die ihm den Eingang in diesen Raum verwehren wollte. Wenn ihn einer gefragt hätte, was ihn immer wieder in die stille Gelehrtenstube treibe, er wäre um die Antwort verlegen gewesen. Aber er hatte angefangen alle Dinge dieser Welt in schöne und häßliche einzuteilen, und schön war in seinen Augen das Thun und Treiben des alten Herrn, der sich keinen Sonntag gönnte, den keine Wirtshausfreuden von seiner ernsten Arbeit lockten. Er selbst suchte die Gelehrtenstube immer nur sozusagen in dem Glorienscheine einer schönen That auf, die er dann unumwunden berichtete, in dem dumpfen Wunsche, sein Erscheinen auf diese Weise zu rechtfertigen.

Für Christine zog er andere Saiten auf; der lose Bursche spielte mit ihr wie die Katze mit der Maus. Immer unter der Drohung, ihre Lieblinge zu verraten, zwang er sie, daß sie ihm die Honneurs mache, wie einem General. Und wenn sie dann, die Hand an der Haube, zähneknirschend da stand, warf er sich in die Brust: „So ist's recht, so gehört sich's. Alles dafür, wenn man anständige Leute Judas nennt.“

Sie suchte dafür sein Ansehen bei ihrem Herrn zu untergraben, dem sie die längsten Briefe schrieb, in denen sie sich weiblich über die Sündhaftigkeit des hergelaufenen Bettelbuben ausließ. Der Doktor warf diese Briefe ungelesen ins Feuer. Er wunderte sich im stillen mehr und mehr über seinen jungen Gast, der, als er ihm eines Tages ein Mittagessen anbot, mit einem Kopfschütteln erklärte: „Es schießt sich nicht, etwas anzunehmen, wenn man es nicht zurückgeben kann.“

„Wer hat Dir das gesagt, Bursche?“ fragte der Doktor.

„Niemand, das ist meine Meinung.“

„So.“ Bei sich dachte der alte Herr: „Es steckt Ehrgefühl in ihm. Hm, hm — warten wir's ab, warten wir's ab,“ beschwichtigte er die Stimme, die sich in seinem Innern regte. „Wer weiß, worauf es der Bursche abgesehen — die Menschen sind durchschnittlich schlechter als man denkt — einen Grund muß sein kommen haben.“

Aber der alte Herr vergaß, daß sein Leben der Arbeit und Bedürfnislosigkeit Wunderbares genug an sich hatte für ein Kind, das in einer Umgebung lebte, in der gearbeitet wurde, um zu verdienen, und der Verdienst ebenso schnell im Genuß aufging; er vergaß, daß, trotz der schwarzen Perücke auf seinen weißen Haaren, die Furchen, die ihm sein Kämpfen und Ringen

eingetragen, ehrwürdige waren, und daß die Worte, welche er sprach, in dieses junge Gemüt wie Offenbarungen fielen.

„Machen Sie denn nie Feiertag?“ hatte ihn der Bube einst gefragt, und er erwiderte: „Ich habe keine Zeit zum Feiern, ich bin alt und muß fertig werden.“

„Wenn Sie aber fertig sind, bekommen Sie dann auch recht viel Geld?“

„Wenn ich fertig bin, habe ich der Welt gezeigt, daß ich etwas kann,“ erklärte der alte Herr. „Das Geld ist Nebensache.“

„Geld ist aber doch nicht Nebensache,“ begann Fritz eines Tages seine Unterhaltung; „denn wenn ich Geld hätte, ging ich gewiß nicht in die Lehre zum Dinkel Kupferstecher.“

„So, Du hast einen Dinkel Kupferstecher?“ fragte der Doktor.

„Ja, er giebt aber der Mutter nie etwas, er ist ihr Bruder. Er thut's nicht gern, daß er mich in die Lehre nimmt; denn er ärgert sich, daß ich auf der Welt bin und giebt mir eine Ohrfeige, so oft er mich sieht. Wenn man arm ist, muß man alles einstecken; aber hab' ich einmal meinen Haufen Geld verdient, kriegt der Dinkel seine Ohrfeigen zurück, und wenn ich sie alle auf dem Amt bezahlen muß; sie sind teuer — eine vier Mark; aber vielleicht wenn's viele sind, kriegt man's billiger. Geld regiert die Welt,“ setzte er altklug hinzu.

Es war darum für den habgierigen Burschen keine Kleinigkeit, immer den Versuchungen zu widerstehen, die ihm Christine in Gestalt von Geldstücken, silbernen Eßlöffeln und dergleichen in den Weg legte. Fritz, der keinen Augenblick im Zweifel war, wo das alles hinaus wollte, rächte sich damit, daß er die alte Person immer mehr zu einer vollständigen Demut des Betragens zwang.

Und es geschah, daß die Kirchenglocken eines Abends die heilige Christnacht verkündeten, und Arme und Reiche sich in gemeinsamer Hast in den Gassen stießen und drängten. Nur der Doktor in seiner Stube ließ sich durch das feierliche Geläute der Christglocken nicht in der Arbeit stören. Als jedoch die Haushür knarrte, schob er plötzlich den Tiegel, in dem er gerade gerührt hatte, von sich und lauschte. Draußen auf dem Gange stand das Straßengehrweib und haderte mit Christinen.

„Setz,“ sagte sie, „hab' ich den ganzen Tag Eis aufgehakt und Schnee gefegt, jetzt werden Sie mich doch nicht fort-schicken. Zur heiligen Weihnacht werde ich doch dem Herrn Doktor wenigstens das Kehrgehd schenken dürfen.“

Christine sparte sich die Worte, schob das Weib auf die Gasse und schloß hinter ihm ab.

„So,“ sagte sie und verfügte sich zu ihren Klagen. Sie zündete ihnen ein Bäumchen an und putzte es mit lauter Wurststücken aus. Eines der Tiere hatte das Pfötchen verbunden.

„Sei nur ruhig,“ nickte ihm Christine zu, „gleich auf der Stell' soll's der gottvergeßene Bäckerjunge gesagt bekommen.“ Sie holte einen Bogen Papier und begann mit der vielversprechenden Aufschrift: „Sie unverschämter Mensch!“

Nachdem sie den Brief geschrieben, kam das Gebetbuch an die Reihe; es war sehr abgegriffen und mit unzähligen Zeichen und Eßlöffeln versehen. „Dies Buch,“ pflegte Christine zu sagen, „will ich mit ins Grab nehmen; denn es kann für mich zeugen, daß ich meinen Teil an Beten hienieden geleistet und darum meine ewige Glückseligkeit redlich verdient habe.“

Daß sie in Freud und Leid treu bei ihrem Herrn ausgehalten, ihm zulieb den ganzen Menschenhaß auf sich genommen und nimmer ermüdete an sein Werk zu glauben, trotz der tausend Unbequemlichkeiten, die ihr dadurch wurden, diese Thatfache brachte sie nicht in Anschlag, aber sie machte die Krone ihres Lebens aus.

Inzwischen saß der Doktor noch immer von seiner Arbeit abgewandt und sann vor sich hin. Gern hätte er bei der Straßengehefrau nach Fritzens Verbleiben gefragt, allein Christinens Gegendwart verhinderte ihn an seinem Vorhaben. Mit einemmal erhob er sich, holte etwas Geld aus dem Schreibtisch, nahm Hut und Mantel und machte sich, mit Stock und Hausschlüssel bewaffnet, in aller Heimlichkeit auf den Weg. Schon um die nächste Ecke wurden die Gassen eng und düster, und die Häuser niedrig und schmutzig — aber aus jedem Fenster saß blinkte es heute hell und licht, und gedämpftes Zauchzen von Kinderstimmen schlug an des einsamen Mannes Ohr. Er sah sich aufmerksam die Hausnummern an und trat endlich, weiß bescheit, wie ein St. Niklaus, in einen engen Gang; hier fragte er einen Mann um Bescheid, der ihn an die letzte Thür in einem dunkeln Hofe wies. Der Doktor klopfte und trat ein.

„Donnerwetter,“ brummte er, „ist das eine Hitze.“

„Am heiligen Abend, da gönnt man sich's halt,“ meinte das Weib. „Jesus im Himmel, Fritz,“ schrie sie im nächsten Augenblick auf, „es ist ja der Herr Doktor!“

In dem schmalen, länglichen Raum brannte ein Bäumchen; es stand auf einem Stuhl, zu dessen Füßen sich Fritz befand, und zwar in eine lange Schieblade gebettet, in der er jedoch nur gekrümmt zu liegen vermochte. Als er der wunderlichen Gestalt des alten Herrn ansichtig wurde, zog er sich, über und über erglühend, die Decke übers Gesicht. Der Doktor riß das Fenster auf, schälte sich aus seinem Mantel und betrachtete sich den Patienten: „Scharlach,“ sprach er, „aber im Abnehmen. War ein Arzt hier?“

„Was denken Sie,“ entgegnete das Weib, „es war ja gottlob nicht zum Sterben. Ich hab' für einen Groschen Tropfen geholt; die sind für alles gut, auch wenn mich der Rücken schmerzt. Wenn man einpännig ist auf der Welt, muß man für zwei Verstand haben; denn das Leben ist teuer und das Auskommen schwer. Ich wär' auch schon gern nach Amerika hinüber, weil dort die Arbeit besser bezahlt wird; aber ich hab' gehört, es sei jetzt so voll dort. Und wir sind, gottlob, jetzt auch besser dran. Der Bub' hat ganze sechs Mark vom Zeitungenaustragen daliegen; manchmal nimmt mir's den Schlaf, vor Angst, das Geld könnt' gestohlen werden. Will der Herr das Geld nicht sehen?“

Er gab keine Antwort, sondern saß, das Kinn auf den Stock gestützt, und schaute in die Schieblade zu seinen Füßen.

„Er muß,“ erklärte er, „kräftige Nahrung haben; hier, Frau, holen Sie etwas.“

„Herr Doktor, nein, Herr Doktor, nein,“ protestierte das Weib, die Hand des alten Herrn von sich weisend, „wir nehmen nichts. Sie werden sehen, der Fritz will's nicht; er thät mich umbringen, wenn ich auch nur einen Pfennig annähme. Da, schauen Sie selber.“

Fritz gab in der That seiner Mißbilligung durch ein wütendes Strampeln Ausdruck, wozu er laut schluchzte und

schrie. Der Doktor, um den Buben nicht aufzuregen, steckte rasch sein Geld wieder ein, griff aber auch zugleich nach seinem Mantel. „Was ist das für ein lächerliches, verkehrtes Ehrgefühl,“ fuhr er das Weib an.

Dieses schüttelte den Kopf. „Ich hab' gewiß keines,“ versicherte sie, „der Bub' hat's. Ach, Herr Doktor, unsereins sollt' ja den Mund halten und sich schämen; aber wenn ich den Buben nicht hätt' —“

Der Doktor war schon draußen. Er atmete schwer und fluchte laut über den wirbelnden Schnee, der ihm das Sehen erschwerte. Auch hatte er keine Not, um nicht auszugleiten, und schlürfte ängstlich, auf seinen Stock gestützt, einher. Trotzdem verfügte er sich nicht direkt nach Hause.

Der alte Herr zeigte sich in den nächsten Tagen von einer seltsamen Unruhe. So oft die Hausthür ging, sprang er von der Arbeit auf und lauschte ängstlich an der Thür, ob sich nicht etwa ein Treppengespräch entspann. Was er befürchtete, blieb in der That nicht aus.

„Was,“ hörte er Christine eines Tages in einem Tone aufschreien, der ihm durch Mark und Bein ging, „ein Bett — ein funkelnagelneues, sagen Sie —“

„Kann nur vom Herrn Doktor sein, hat der Fritz gesagt,“ bestätigte das Weib.

Christine, nicht im stande, diesen Zweifel zu ertragen, riß die Thür weit auf, und das Straßengeheweib nach sich ziehend, stand sie wie der Blitz auf der Schwelle des alten Herrn.

„Ist es wahr — ein Bett — haben, der Doktor diesem Volk ein funkelnagelneues Bett ins Haus tragen lassen?“

Da schwoh dem alten Herrn der Kamm: „Nein,“ rief er mit einer so energischen Bewegung der Hand, daß Christine sich augenblicklich ihrer Stellung erinnerte und, das Straßengeheweib nach sich ziehend, einen eiligen Rückzug antrat. Als draußen das letztere darauf bestand: „Entschuldigen Sie, aber das Bett ist doch vom Herrn Doktor!“ öffnete ihr Christine mit Hoheit die Hausthür, das Weib mit den Worten entlassend: „Wenn der Herr Doktor «nein» sagt, so ist das Bett meinethalben vom Teufel, aber nicht von ihm.“

Tags darauf hatte der alte Herr seinen Brief, der also lautete:

Hochgebohrner Herr Doktor!

Bitte daß ich so frei bin und Ihnen als meine Wenigkeit mitteile, es ist umsonst das Sie sich Bemühen zwischen Mich und sich ein Geheimnis zu stellen denn da kennen Sie mich schlecht ich bin nicht so dumm! wenn ich bitten darf! ich habe gleich im Geschäft heraus gehabt daß nur Sie ein Bett bestellt, ohne Preisanfrage und Handeln! ein Nagelneues für den Hallunken!! der überhaupt keinen Pfennig wert ist! O Herr Doktor dies schmerzt meine alte Tage und wenn es doch wenigstens ein Altes gewesen! ich hätte es um ein Billiges Gehandelt aber dieses Neue! wird mir ein ewiger Nagel am Sarg bleiben so lang ich Lebe!!! Und daß Sie es Vorteilhaft haben gefunden eine so Treue Dienerin anzulügen!! was ich nicht aufkommen lassen werde so wahr ich meine Religion und meinen Glauben habe! aber zwischen uns ist es doch eine Lüge wo ich Ihnen nur mit Wahrheit ein Leben lang Aufgewartet.

Wohlgeboren

Ihre Ewig getreue

Christine.

„Hole alles miteinander der Teufel,“ polterte der alte Herr, „jetzt habe ich's mit dem Buben genug — lassen Sie ihn nicht mehr herein,“ fuhr er Christine an.

„Das möchte ich wohl probieren,“ seufzte sie, „der ging über meine Leiche weg. Mit dem werden wir alle beide nicht fertig.“

„Das wollen wir doch sehen,“ brummte der Doktor, „ich will meine Ruhe haben — er soll mir nur kommen!“

Dies sollte mit einer neuen Überraschung geschehen. Fritz trug ein kleines Kind auf den Armen, das sich verwundert in der Gelehrtenstube umfah und dann herzlich losbrüllte.

„Was zum Teufel, bringst Du ein Kind da herein,“ fuhr der Doktor den Buben an.

„Wo soll ich's lassen,“ erwiderte dieser, „die Frau hat mir's auf den Hals geladen. Ich bin jetzt beim Dntel Kupferstecher — eine schöne Gegend — Ohrfeigen und nichts zu essen. Gottlob bringt mir die Mutter, wenn ich das Wasser zum Mittagessen hol', ein ordentliches Stück Brot. Sie hat einen Dienst angenommen und schafft sich ab; sie soll's aber auch gut haben, wenn ich reich bin.“

Fritz spazierte, während er sprach, hinter dem Kinde her, das er am Röckchen hielt. Jetzt blieb er vor dem alten Herrn stehen, der den hageren, ausgehungerten Buben mit einem wahren Ingrimme betrachtete.

„Es sieht jetzt freilich nicht danach aus,“ meinte dieser, „aber das schadet nichts, ich werde doch reich. Ich will nämlich etwas erfinden wie Sie, damit's schneller geht — 's preßiert wegen der Mutter.“

Das Kind fing an zu schreien, und Fritz setzte sich schleunigst mit ihm in Bewegung, wobei er laut schalt und drohte.

Dem Doktor brummte der Kopf von dem Lärm: „Das ist zu viel,“ fuhr er auf. „Hüte das Kind zu Hause, hier ist nicht der Platz dafür. Ich bin ein alter Mann und will und brauche meine Ruhe. Geh' und störe mich nicht mehr.“

„Das soll einer aushalten,“ wütete der Doktor in sich hinein, nachdem der Bube längst gegangen war. „So einen erbärmlichen Gefellen um sich haben, dem man nicht helfen soll — den ganzen Appetit hat mir sein Anblick genommen. Es ist wahrlich an der Zeit, daß das Gelause ein Ende nimmt. Ich habe jetzt Aufregungen genug.“

In der That, er war endlich nach all den langjährigen Versuchen seiner Sache so gut wie sicher. Die Nutzbarkeit des Steines hatte sich glänzend bewährt, und es handelte sich nun für den alten Herrn um die nötigen Schritte, sich mit Fachleuten in Verbindung zu setzen. Aber er war weltfremd geworden, und seine Umständlichkeit verzögerte fortwährend sein Vorhaben. Dann peinigten ihn wieder Zweifel an der Richtigkeit seiner Wahrnehmungen, und so kam er nie einen Schritt vorwärts; denn jeder Morgen fand ihn ungeschlüssig. Und noch etwas anderes brachte ihn um seine Ruhe: der Bube kam ihm nicht aus dem Sinn; ganz im Gegensatz zu Christine, die sich seit sie ihren Peiniger los war, vor Behagen nicht zu lassen wußte, wurde der Doktor immer brummiger, unwirscher und bitterer. Was half es ihm, daß er sich immer wieder sagte: „Ich werde später etwas für ihn thun.“ War's dann noch Zeit? Konnte die unglückselige Behandlung, der der Bursche ausgegesetzt war, nicht alle guten Regungen in ihm ersticken?

„Ich werde mich nach ihm umthun,“ nahm sich der alte

Herr mit jedem Morgen vor; aber wenn der Abend kam, war nichts geschehen.

Was Fritz anbelangte, so glaubte er den Weg zu seinem künftigen Reichthum entdeckt zu haben. Mit der Geduld und Gedankenlosigkeit eines Laftieres schleppte er seine Tage hin, den Sinn nur immerfort auf seinen Sonntagnachmittag gerichtet. Da machte die Meistersfamilie ihren Ausflug von Wirtshaus zu Wirtshaus, und er war frei — das heißt mit der Bürde des jüngsten, das man ihm zurückließ. Er trank ihm die Milch weg, erlaubte ihm nach Lust zu schreien und machte sich über die Arbeit. Zuweilen kam seine Mutter, leistete ihm eine Stunde Gesellschaft und nahm sich des schreienden Kindes an. Sie sah entsetzlich abgeschafft und krank aus, und zwischen den heiteren Dingen, die sie immer zu erzählen wußte, kam's ihr zuweilen im Tone der Verzweiflung über die Lippen: „Wenn ich nur nicht ins Spital muß — nur nicht beim Schaffen zusammenbrech' — die Schmerzen will ich gern ertragen.“

„Du sollst nicht ins Spital,“ sagte Fritz, indem er einen kurzen, brennenden Blick auf seine arme Mutter warf.

Um schneller vorwärts zu kommen, wendete er noch die Nacht an seine Arbeit, denn er hatte sein Lager in einer Ecke der Werkstätte, und die Mutter versorgte ihn mit Lichtstümpfen, die sie für ihn zusammenbettelte.

Zuweilen, wenn er einen Ausgang für den Meister zu besorgen hatte, machte er einen Umweg, um ein paar Minuten vor der Hausthür des Doktors zubringen zu können. Er stand da, schaute sich den Glockenzug an und wünschte sehnsüchtig, einmal die Thür offen zu finden. Nicht, daß ihn das Verbot des alten Herrn am Eintreten gehindert hätte; es war etwas anderes, was ihn zurückhielt und mit einer unüberwindlichen Scheu erfüllte, so daß die nach dem Glockenzug erhobene Rechte immer wieder von ihrem Vorhaben abließ — Fritz war sich bewußt, daß das Unternehmen, an dem er arbeitete, ein häßliches war.

Einmal jedoch, als er die Hausthür wirklich offen fand, vermochte er nicht zu widerstehen und trat ein; da auch die Zimmerthür nicht geschlossen war, steckte er verwundert und zaghaft den Kopf zwischen die Spalte. In der Stube stand der alte Herr, ein Schreiben in den zitternden Händen, neben ihm Christine, die laut weinte und schluchzte.

„Ah!“ rief der Doktor aus, „ist das nicht Fritz, Du kommst wie gerufen — wir alten Leute — die Buchstaben tanzen uns vor den Augen — nun, so besinne Dich doch nicht — bist Du an die Schwelle gewachsen?“

So schien es fast; denn zögernd, in gebückter Haltung, mit dem scheuen Blick eines getretenen Hundes, kam der Bursche näher, indem ihm der alte Herr mit ungeduldiger Hast seinen Brief entgegenstreckte. Fritz las in gepreßtem Tone das lange Schreiben vor.

Die Tragweite von der Verwendbarkeit des Steines war eine solche, daß der Schreiber der Zeilen sich im Verein mit einem Finanzmann erbot, dem Erfinder sofort die nötige Summe zur Erbauung einer Fabrik vorzustrecken. Er nannte, nach einer langen Abhandlung über den Gebrauch des wasser-, gas- und dampfdichten Materials, den Doktor einen Wohlthäter der Menschheit, dem der größte Reichthum in Aussicht stehe.

Nachdem Fritz den Brief zu Ende gelesen, knickte Christine wie ein gefällter Baum in die Kniee, legte das Gesicht auf den

neben ihr stehenden Stuhl und verlor das Bewußtsein. Der alte Herr aber war unter der Verkündigung seines Gelingens um eines Kopfes Länge gewachsen.

„Erreicht!“ rief er aus, „ich habe die Arbeit meines Lebens vollbracht — mein Genius behielt recht! Geseget sei mein Mühen, mein Darben und Verzweifeln um dieser Stunde willen — o Junge, Junge, der Du sie mit erlebt, schau mich an, so sieht ein Mensch aus, der im Schweiß seines Angesichts einen ehrlichen Sieg errungen!“

Freiz hatte mit dem Ausdruck wahren Entsetzens zu dem verklärten Manne aufgeschaut; plötzlich krümmte sich seine Gestalt noch mehr zusammen, er griff mit fieberhaft zitternden Händen in seine Hosentasche, holte etwas hervor und hielt es unter lautem Heulen und Schluchzen dem alten Herrn hin. Dieser gewahrte jetzt erst, welch ein Bild des Jammers vor ihm stand.

„Bursche,“ rief er, „wie siehst Du aus, fehlt Dir etwas?“

„Nein, ich bin gesund,“ behauptete Freiz, die Augen mit dem Ausdruck namenloser Verzweiflung auf das Papier geheftet, das er dem alten Herrn in die Hand gegeben. Der öffnete es; ein neuer Zehnmarkschein fiel heraus, dessen grobes, unechtes Gepräge auf den ersten Blick auffallen mußte.

„Was ist damit?“ fragte der Doktor in die lautlose Stille hinein.

„Ich hab's nachgemacht,“ flüsterte Freiz, „um reich zu werden — so schnell wie möglich —“

„Judas,“ flammte der alte Herr auf, „der seine Seele um Geld verkauft!“

Mit einem lauten Aufschrei stürzte der Bursche in die Knie: „O nein, nein — ich hab' mich lang besonnen, und wenn ich was anderes gewußt — aber die Mutter ins Spital — das, o Herr Doktor, ich hab' gedacht, wenn wir nur erst aus dem Elend heraus sind, später wollt' ich's schon gut machen und auch so schön leben wie Sie!“

Und überwältigt von alledem, was auf ihn einströmte, barg Freiz das Gesicht in beide Hände, und sein Schluchzen erschütterte seinen ganzen Körper.

„Und Du bist sein Mitschuldiger,“ sagte sich der Doktor; „denn Du hast diese Hand, die sich nach Dir ausgestreckt, zurückgewiesen — aus Bequemlichkeit!“

Christine, die längst wieder auf den Füßen stand und alle Mühe gehabt, so lange den Mund zu halten, trat jetzt vor, und ihre scharfe Stimme bebte ein wenig, mit der sie versicherte: „Ich bin auch kein Unmensch, Herr Doktor, das schwör' ich Ihnen zu, so wahr ich meine Religion und meinen Glauben habe; aber den Buben wie so einen Haufen Unglück da liegen zu sehen, und wenn er mich auch hundertmal zu Tode geärgert, das halte ich nicht aus!“

„Er soll auch nicht liegen bleiben,“ sprach der Doktor; „steh auf, Freiz — wir beide wollen in Zukunft miteinander arbeiten und Gutes und Schlimmes zusammen teilen; den alten Judas aber haben wir mit heute begraben; die Hand darauf, mein Sohn!“

Freiz wurde dunkelrot; er schaute mit verlegener Miene auf seine schwärzliche Hand, putzte sie an der Schürze ab, befahl sie wieder und streckte endlich die noch von keinem Menschen begehrte Rechte dem alten Herrn hin, mit einem Blick, aus dem eine erköste Seele sprach.

Das Duell und seine Abschaffung.

von
einem preussischen Richter. (Schluß.)

Natürlich soll diese Strafe nur von der Gesellschaft ausgehen; ganz verkehrt wäre es, hier wieder den heute so beliebten Hilfescrei an den Staat und das Strafrecht ergehen zu lassen. Im Gegenteil; es würde nach verschiedenen Richtungen hin sehr gut sein, wenn die Strafbestimmungen über das Duell ganz zuerst aus dem Soldaten- und dann aus dem bürgerlichen Strafrecht gestrichen würden. Daß 2 1/2 Jahre Festungshaft für den unglücklichsten Ausgang des Duells weder den Zweck der Abschreckung, noch den der Vergeltung, noch auch den der Besserung bei dem Thäter bewirken können, liegt auf der Hand. Jedermann weiß, daß die Festungshaft von keiner der Unannehmlichkeiten begleitet ist, welche dem wegen Beleidigung durch die Presse zu Gefängnis verurteilten Zerkämpfer in manchen deutschen Staaten zu teil werden oder wenigstens werden können. Für leichtsinnige junge Studenten und Offiziere bietet die Festungshaft eine manchmal gar nicht unerwünschte Mühe und zwingende Veranlassung zu ergiebigen Arbeiten und Studieren für das eigene bessere Fortkommen, so daß die fast regelmäßig abkürzende Begnadigung nicht selten nur störend dazwischen kommt. Die heutige Beurteilung wegen Duells hat also von der Strafe in Wirklichkeit nur den Schein, und es könnte nicht leicht etwas erdacht werden, was mehr das Zustandekommen von Duellen begünstigen könnte, als diese scheinbare Genugthuung gegen das Gesetz und die Gesellschaft, die dem Duellanten noch zu dem romantischen Schimmer des mutigen Helden, mit dem ihn der Zweikampf in den Augen so vieler umkleidet, noch den durch die «custodia honesta» der Festungshaft sehr wohlfeil errungenen Nimbus des Märtyrertums verleiht. Jeder, der sich Mühe geben will, das menschliche Herz zu verstehen, wird zugeben müssen, daß diese Ausflüchte gerade bei den leichtsinnigen jungen Leuten, die ein so zahlreiches Kontingent zu den Zweikämpfern stellen, eher verlockend als abschreckend wirken müssen. Dazu kommt bei Beamten und Offizieren noch, daß die Zeit einer solchen Festungshaft nicht nur bei der Anciennetät, sondern bis zu einem Jahre ohne weiteres, darüber hinaus aber mit besonderer Genehmigung auch gewöhnlich sogar bei der Pensionierung ebenso voll mitgezählt wird, als hätte der arme Verurteilte, der seine Zeit mit Spazierengehen auf den Wällen einer Festung todschlagen muß, in der Zeit den schwersten Dienst gethan.

Man schaffe also diese heuchlerischen Duellstrafen gänzlich ab; man erkläre das Duell einfach für strafrechtlich indifferent; dann wird die Gesellschaft sich der Pflicht nicht entziehen können, den leichtsinnigen oder ruchlosen Duellanten selbst durch Achtung zu bestrafen; und diese Strafe ist wirksam.

Dieser Vorschlag geht nun keineswegs aus jener nur pessimistisch-abstrakten Ansicht hervor: „Wenn die bestehende Strafe nicht genügend ist, so — strafe man lieber gar nicht;“ sondern er hat eine sehr bedeutsame, nüchterne, real-juristische Seite. Und diese bezieht sich gerade wieder auf den zum Duell gezwungenen Familienvater, der immer wieder die ernstere und ernsteste Seite dieser Vorkommnisse darstellt. Wie oben erwähnt, sollte ja auch gerade nach jenen, leider dementierten Absichten über die Beschränkung des Duells der Familienvater davon ausgeschlossen erscheinen. Gewiß hat sich schon hin und wieder ein fleißiger Zeitungsleser oder -leserin darüber gewundert, daß unter den vielen interessanten Civilrechtsfällen, welche aus den Gerichtssälen berichtet werden, niemals die Klage der Familie eines im Duell Gefallenen gegen denjenigen vorkommt, der sie ihres Ernährers beraubt hat. Heute im Zeitalter der Unfallversicherungen kann einer sich nicht den kleinsten Schlüsselbruch bei irgend einem kleinen lumpigen Eisenbahnunfall zuziehen, ohne daß er nicht die Eisenbahn, oder nicht im Dunkeln auf einer Haustreppe stolpern, ohne nicht den lichtfeindlichen Hauswirt, oder sich beim Ausgleiten auf dem glatten

Bürgerliche die Brille oder den Kneifer zerbrechen, ohne nicht den Hauseigentümer auf Schadensersatz, Arbeitsversäumnis, Kurkosten und Schmerzensgeld zu verklagen — fast immer mit Erfolg. Und gegen die vorsätzliche Tötung des Ernährers einer Familie gewährt das Recht keinen materiellen Ersatz? Ganz einfach nicht, weil auch der Getötete sich in einer strafbaren Handlung befinden hat, als er getötet wurde und selbst ein Mithäter des strafrechtlich verbotenen Aktes war, bei dem er sein Leben verlor. Dieser Umstand macht nach den Grundsätzen aller Gesetzgebungen über den Schadensersatz die Begründung eines solchen unmöglich. Man gebe das Duell strafrechtlich völlig frei — und die Schwierigkeit ist gehoben. Dann haftet derjenige, der einen anderen verwundet, diesem für alle sich daraus ergebenden finanziellen Nachteile, und wer ihn tötet, seiner Familie für lebenslänglichen Unterhalt ebenjogut, wie die Eisenbahn, auf der ein Mensch verunglückt. Diese Ausfichten sind dann für jeden der Teilnehmer vorhanden und sie bieten ganz sicher mehr Abschreckendes als die Gefahr, zu drei Monaten bis zu zwei Jahren Festung verurteilt zu werden.

Die Schaffung jener außerordentlichen Strafen war gerade das, was das Duell erst zu seiner jetzigen Häufigkeit großgezogen hat. Daß sie nicht abschrecken, dafür zum Beweise brauchen wir nur wieder auf den Offizierstand hinzuweisen. Wären nicht die Ehrengerichte und die allgemein wohlverstandene Kenntnis davon, daß das Vorkommen von Duellen äußerst ungeren gesehen und von allen Vorgesetzten mit keineswegs wohlwollenden Augen betrachtet wird — das „fidele Gefängnis“ in den Kasematten würde keinen einzigen Duellanten abschrecken!

Also weg mit diesen Strafen! Das ist der erste notwendige Schritt zur, natürlich nicht plötzlichen, aber dann auch sicheren, allmählichen Beseitigung dieser veralteten Form, dem lieben Nächsten unser Mißfallen an seinen Handlungen oder nur an seiner Person zu erkennen zu geben. Die neuere Zeit hat dafür ja so viele andere feinere Formen geschaffen, die ja auch fleißig benutzt werden!

Wer dem Sinne dieser unserer Ausführungen gefolgt ist, wird selbstverständlich nicht annehmen, daß wir mit der Abschaffung der besonderen Duellstrafen etwa auf den in den früheren Jahrhunderten oft versuchten Weg verweisen wollten, das Duell einfach als Mord oder Mordversuch bestrafen zu wollen. Das wäre nach rechtlichen Begriffen ein Urding, und nach kulturellen ein grober Rückschritt. Was durch geistige Mittel zu erreichen ist, dazu soll man nicht gleich die Faust nehmen. Der Weg zur allmählichen gänzlichen Abschaffung des Duells liegt einfach darin, daß, indem es strafrechtlich frei erklärt wird, zunächst im Heere und Beamtentum der einfache Grundsatz aufgestellt und streng durchgeführt wird, daß das Duell gegen die Disziplin und die guten Sitten verstößt und daher unter allen Umständen für beide Teilnehmer disciplinarische Entlassung ohne Aussicht jemals wieder angestellt zu werden zur Folge haben muß. Sich zu betrinken ist auch nicht strafbar (wenigstens noch nicht), und doch kann ein Fall von Trunkenheit unter Umständen dieselben Folgen haben; und niemand wird leugnen, daß dieser Umstand am wirksamsten zur Pflege der Mäßigkeit nach außen hin beiträgt. Im Glücksspiel zu setzen, ist auch nicht strafbar, und die dabei gemachten Schulden nicht bezahlen zu können, erst recht nicht; im Gegenteil sind diese nicht einmal civilrechtlich klagbar. Aber das Bekanntwerden eines solchen Falles hat die oben angedeuteten Folgen; und die Folge davon ist, daß das Bezahlen von Spielschulden als die notwendigste und die dringendste Verpflichtung angesehen und sogar zu dem Range einer „Ehrenpflicht“ erhoben wird.

Wird das Duell aber so aus dem Offiziers- und Beamtentum ausgeschlossen, so wird sein Dasein in der bürgerlichen Gesellschaft von selbst aufhören. Es bedarf also nur eines kräftigen Willens für den Geist der Disziplin unseres Heeres, um diesen Erfolg sicher, wenn auch nur allmählich, herbeizuführen. Und das Mittel ist einfach und klar: Man lasse jeden sich mit jedem frei schlagen, der das Bedürfnis dazu fühlt; aber man lasse ihn nicht im unklaren darüber, daß diese seine Hand-

lungsweise von allen, an deren Urteil ihm gelegen sein muß, ernstlich und wirklich gemißbilligt wird, und daß ihm dies auch in nicht mißzuverstehender Weise fühlbar gemacht werden wird; daß endlich nicht nur hierin sehr unangenehme Folgen materieller Natur liegen, sondern daß ihm solche auch anderswoher aus diesem Akte erwachsen können, die sehr schwerwiegender Natur und unter Umständen lebenslängliche sind. Das wird sicherer abschrecken, als die heftigen „Spah“-Strafen für Duelle! Und diese müssen fallen, wenn jene heilsamen Folgen ihre wohlthätige Wirkung voll entfalten sollen. Hier gilt also für den Gesetzgeber die Mahnung: Sapere aude! Wage es, die alten Scheintrafbestimmungen aufzuheben, die dem Täter nur die Möglichkeit eines Scheines der Ausöhnung mit der Gesellschaft gewähren, deren Grundgesetze er gräßlich verletzt hat, und ihm die Rückkehr in dieselbe, als wenn nichts geschehen wäre, in der denkbar leichtesten Weise ebnen! Überlaß der Gesellschaft selbst die Strafe, und sie wird sie, in die Notwendigkeit veretzt, sich selbst zu schützen, abschreckender und strenger machen, als Du sie erfinden könntest!

Kompaßpflanzen.

Von

Dr. Theodor Jaenich.

(Schluß.)

Über was für ein wirkliches, ausgiebiges Wachstum nicht ansreicht, genügt doch für die auf ähnlichen Ursachen beruhenden Reiz- und Bewegungsercheinungen, wenn diese auch nicht Wachstumsvorgänge selbst sind. Früher nahm man dies an; man glaubte von der Lichtwirkung, daß durch einseitige Beleuchtung der Pflanzenteile ein schwächeres Wachstum auf der beleuchteten Seite als auf der beschatteten stattfinde, so daß diese das Übergewicht bekommen und das freie Ende des ganzen Lebensgliedes zur Lichtseite hinüberdrängen müßte. Dem widerspricht aber schon das erwähnte Vorkommen lichtscheuer Pflanzenteile, und Julius von Sachs hat durch überzeugende Überlegungen und Versuche die Unhaltbarkeit dieser Ansicht nachgewiesen; schon die Dünnheit und Durchscheinigkeit mancher Stengel spricht dagegen, da bei diesen der Beleuchtungsunterschied zwischen den beiden Seiten ja nur äußerst gering ist und sie sich dennoch ebenso lebhaft wie andere zum Lichte krümmen. Es bleibt nichts übrig, als mit Sachs eine vorläufig unerklärte, unmittelbare Wirkung der Richtung der einfallenden Lichtstrahlen anzunehmen. Nur kann sich auch diese bei praller Fülltheit der Zellen und erhöhtem Stoffwechsel mehr äußern — es erhöhen sich dann eben alle Lebenswirkungen. Die Rückwirkung auf den Reiz ist Eigentümlichkeit des inneren Lebensbaues der Pflanzen; so kann sie auch verschieden sein bei verschiedenen Gewächsen.

Ist nun die Sonne höher gestiegen und erreicht sie ihren Mittagsstand, geht sie dann darüber hinaus und senkt noch immer die Fluren, so ist auch das Laub der Kompaßgewächse erschläft und hört auf, der Sonne zu folgen. Die Blätter, die anfangs gefolgt waren, bleiben in der Dichtung ihrer einen Fläche stehen. Sie brauchen nicht äußerlich weck auszuweisen, jedesfalls reicht die Erschlaffung durch den verminderten Wanddruck aber hin, um ihre Lichtwendigkeit aufzuheben. Erst am Spätnachmittage tritt diese wieder in Thätigkeit. Dann aber hat sie dieselbe Wirkung wie am Morgen; die jeweils entgegengesetzten Flächen stehen ohnedies von daher nach Westen und werden nur in derselben Stellung nochmals festgelegt. So geht es fort, bis sie ihre volle Größe erreicht haben und ausgewachsen sind, mithin dem Lichte überhaupt nicht mehr folgen können und bleibend die Stellung einnehmen, die sie in der Jugend selbst aufgesucht haben.

Die Versuche, durch die Stahl die geschilderten Vorgänge als unbezweifelbar erkannte, beruhen im wesentlichen darauf, daß in wohlüberdachter Weise bei Topfpflanzen je nachdem

die Einwirkung des unmittelbaren Sonnenlichtes überhaupt, oder der Morgen- und Abendbeleuchtung, oder der Mittags- sonne ausgeschloffen wurde. Es ist für den Zweck dieser Zeilen nicht notwendig, im einzelnen näher darauf einzugehen. Als Beispiel sei nur hervorgehoben, daß Stahl unter anderem Latichpflanzen, welche im Freien gezogen wurden, durch Bedeckung mittels eines Brettes gegen mittägliche Bestrahlung schützte, während sie der Morgen- und Abendsonne ausgesetzt blieben. Solche Pflanzen entwickelten die Zellstellung der Blätter in gleich ausgeprägter Weise wie die, die den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt waren. Wenn er dagegen andere Topfstöcke desselben Gewächses derart zwischen Gebüsch brachte, daß sie nur Mittagsbesonnung bekamen, so erreichten sie die Zellstellung nicht; sie stellten sich aber allerdings auch nicht wie die Blätter gewöhnlicher Pflanzen, d. h. annähernd wagrecht, sondern ihre Oberseiten der im ganzen ja südwärts vorbeiziehenden Sonne zugekehrt. Latichpflanzen, die vom unmittelbaren Sonnenlichte gänzlich abgeschlossen waren, verhielten sich dagegen wie andere gewöhnliche Gewächse.

Aus dem Letztgesagten geht unzweifelhaft hervor, daß die besonderen Eigentümlichkeiten der Kompaßpflanzen nur durch den Einfluß der unmittelbaren Bestrahlung geregelt werden, während das gewöhnliche Licht keine Zellstellung erzeugen kann. Aber auch die Mittagsbeleuchtung der Sonne selbst kann nicht zu einer solchen führen, weil sie selbst nur morgens und abends für derartige Einwirkung empfänglich sind. Zugleich ist daraus zu entnehmen, daß Pflanzen, die bei anhaltend schlechter Witterung erwachsen, ihr Laubwerk während dieser Zeit wie andere Gewächse ausbreiten und die schon erwachsenen Blätter nachher nicht mehr in Zellstellung bringen können. Und eben darum müssen hingegen Pflanzen an sonnigen Standorten oder gar überhaupt in trockenen, weil sonnigen Gegenden diese um so ausgeprägter zeigen, als sie im ganzen weniger prall und vollsaftig, daher Bewegungen leichter auszuführen im Stande sind. Stahls Erwartung, daß man in solchen Gebieten mit der Zeit wohl noch eine erkleckliche Anzahl neuer Kompaßpflanzen auf- finden werde, ist daher wohl begründet. Und da solch trockene Gebiete nicht bloß in den Steppen Amerikas gegeben sind, so sei auch die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf hierher einschlägige Beobachtungen gelenkt.

Hätten die Kompaßpflanzen nicht die ihnen eigene viel größere Empfänglichkeit gegen Besonnung als gegen ge- wöhnliche Tagesbeleuchtung, so würden sie selbst an den trockensten Standorten im Durchschnitt weit mehr durch die letztere beeinflusst werden; und da diese stets von allen Seiten kommt, würden sich die Wirkungen ausheben, wie es bei der Mehrzahl der Gewächse der Fall ist, und sie müßten überall die gewöhnliche Laubausbreitung zeigen.

Die Naturforschung, wie sie heute ist, geht aber weiter; sie begnügt sich mit den dargelegten Feststellungen nicht. Sie fragt auch, wie wohl einzelne Pflanzen dazu gekommen sein mögen, eine etwa vorhandene oder gelegentlich aufgetretene derartige Empfindlichkeit in solchem Grade vor andern Pflanzen zu entwickeln.*

Dazu ist es vor allem nötig sich klar zu werden, ob der geschilderte Vorrang dieser Gewächse vor anderen für sie zu- gleich einen Vorteil bedeute. Und diese Frage kann man unbedenklich bejahen.

Dadurch daß ihre Blätter die am Morgen und Abend erzielte Stellung den Tag über beibehalten, werden sie von der Sonne um so schiefer getroffen, je höher sie steigt, und

* Die Frage nach der ersten Entstehung eines solchen Vor- rangs — möchte derselbe auch anfangs noch so gering sein — erörtere ich hier absichtlich nicht. Sie berührt einen der Angelpunkte der Dar- win'schen Lehre und trifft dabei zugleich ihre schwächste Seite, an der sie einer Ergänzung dringend bedarf, wenn sie wirklich die Aufgabe der Begründung einer Weltanschauung erfüllen soll. Diese Ergänzung ist jedoch seit Darwin und seinen ersten Nachfolgern bereits mit Glück in Angriff genommen worden.

um Mittag nur noch ihre Ränder. In ausgezeichneter Weise geht daher Schritt für Schritt die stärkere Sonnenwirkung mit verminderter Empfänglichkeit des Laubes Hand in Hand, und es ist der Mühe wert, sich dies ganz klar zu machen, um die bewundernswerte Gleichmäßigkeit zu erkennen, die durch das einfachste, sich selbst regelnde Mittel erzielt wird. Es ist, als ob diese Pflanzen in einem fast unveränderlichen Tagesklima in Bezug auf Wärme und Feuchtigkeit lebten, während ihre Schwestern ringsum sich dem Wechsel der Witterung unter- werfen müssen. Es ist, wie wenn jemand in einer vorwiegend rauhen Gegend mit einer Lunge ausgestattet wäre, die nur die günstigen Einflüsse auf sich wirken läßt und trotz ihrer Um- gebung stets milde Luft atmet.

Unter Pflanzen derselben Art, von denen ein Teil in ge- ringem Maße zur Kompaßstellung des Laubes neigt, wird da- her dieser um die Mittagszeit regelmäßig vor anderen bevor- zugt sein und sich vielleicht nahezu vollständig bis zur Samen- reife erhalten, während von den Genossen gar manche durch übermäßige Erwärmung und Verdunstung, infolgedessen aber durch Verdorrung oder doch Dürre des Laubes teils vorzeitig zu Grunde gehen, teils stark in der Entwicklung gehindert wer- den. Hiermit sind die Bedingungen für eine natürliche Aus- lese gegeben, die allmählich das Vordringen in Gegenden gestattet, welche für die Vorahren ihrer Trockenheit wegen noch unbewohnbar waren. Gehäufte Vererbung des einen Merkmals mußte zu diesem Ergebnis führen und die Schwä- chen zurücklassen. Sie mochten sich in günstigeren Gegenden erhalten und dort mit der Zeit eine Art bilden, die sich von der ursprünglichen vielleicht wieder durch andere Merkmale ent- fernten, erworben auf anderem Wege und durch andere Ein- flüsse und anders gerichtete Auslese. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß auch zur Bewohnbarkeit trockener Gegenden viele Wege führen, wie denn in der That auf tausenderlei Art, z. B. durch dichte Behaarung, im Gewächreiche das gleiche Ziel thatächlich erreicht wird. Solcher Behaarung ent- behren die Kompaßpflanzen, während sie dafür in ihrer Eigen- tümlichkeit mehr als genügenden Ersatz finden.

Zum Passionspiel in Oberammergau.

von
E. Schönhoff.

I.

Oberammergau, am 20. Mai.

Als die Passionsstragödie 1880 zu Ammergau aufgeführt wurde und Verzierte aus allen Weltgegenden im Passions- dorfe zusammenströmten, da verstieg sich der Enthusiasmus einer anglo-amerikanischen Dame dahin, daß sie für bare 600 Mark das Gesein kaufte, auf dem der Darsteller des Christus, Herr Joseph Mayr, — hier kurzweg der Christusmayr genannt, seinen Einzug in Jerusalem hält. Die Käuferin hielt das Gesein hoch in Ehren. Es lebte ein Jahr, es lebte zwei Jahre, und als es drei Jahre fern vom heimatlichen Ammer- gau gewelt hatte und Herr Mayr bereits des Grantierchens nicht mehr gedachte, da schrieb die Besitzerin des Tieres dem Herrn Mayr die tröstlichen Worte, daß es dem Gesein immer noch wohl ergehe. — Als nach Beendigung der Hauptprobe des diesjährigen Passionsspiels am letzten Sonntag ein Bauer aus der Umgegend von Ammergau in der Schenke gegenüber dem villenartigen Hause des Christusdarstellers saß und Herr Joseph Mayr gerade vorüberging, das Haupt mit den lang herabwallenden braunen Haaren hochgehoben, Milde und Demut aber in den Blicken, da sprang mein Bauer wie elektrifiziert vom Stuhl auf und stammelte mehr, als er rief: „Jesas, Jesas, da geht der Christus!“ Und als ihm die Münchener Kellnerin spöttelnd zurief, er möchte sich doch beeilen, um wenigstens den

Rockfipfel des Christusdarstellers zu erhaschen, da lief der Bauer dem Hauptspieler in der Passionstragödie wirklich nach, aber ereilen konnte er ihn nimmer, und beinahe betrübt kam er zu seinem Platz zurück.

Diese beiden extremen Fälle erscheinen, so kleinlich sie an sich sein mögen, wie zwei verschiedene Pole der Verehrung, die der Passionstragödie geweiht wird. Auf der einen Seite die naive Gläubigkeit, die in dem Hauptträger eines religiösen Spiels den Mann sieht, auf den notwendig auch etwas Heiligkeit übergegangen ist; auf der anderen Seite die raffinierteste Verziückung und ästhetische Schwärmerei. Aus der naiven Zubrünst sind die Ammergauer Passionsspiele geboren und in der ästhetischen Verziückung, untermischt mit ein wenig Tartüfferie, werden sie heute noch großgezogen.

Im Passionsdorfe spielt man bei helllichtem Tage; um acht Uhr früh an den Sommer-Sonntagen beginnt die Tragödie und gegen sechs Uhr abends geht sie zu Ende. Das Spiel wird darum auch die schärfere Beleuchtung der Kritik übertragen können, um so mehr, da es in einer ganzen reichhaltigen Litteratur, von Eduard Devrients Buch an bis zu dem jüngst erschienenen „offiziellen Führer“ eines Ammergauer, ein massiges Verteidigungsbollwerk besitzt.

In diesem Jahre begeht das Passionsdorf in den bayerischen Boralpen die Feier des fünfundzwanzigsten Decenniums der Aufführung seiner Passionstragödie. Seit dem Gelöbniß, das die Ammergauer schwuren, als die Pest auch über ihren Thalkeßel hereinbrach, in regelmäßiger Folge alle zehn Jahre die Passionstragödie aufzuführen, ist es jetzt das fünfundzwanzigste Mal, daß die Passion öffentlich gespielt wird. Wie schon zu Ende des zwölften und im dreizehnten Jahrhundert die anfänglichen Passionsspiele in den Kirchen und auf den Friedhöfen vorgeführt wurden, so hielt man es auch in Ammergau, und erst 1820 wurde zum letztenmal auf dem Friedhofe neben der Pfarrkirche gespielt. Bis dahin hatte sich außer der winzigen Welt, auf die der Felsriege Kofel herabschaute, fast niemand recht um das Ammergauer Passionspiel gekümmert. Es war noch keine Reliquie geworden, es hatte noch nicht den weltbewegenden Zauber des Kuriosums auf sich zu lenken verstanden. Rundum in Bayern und Tirol war der Brauch der Passionsspiele allgemach erloschen und es hätte dazu nicht der Verbote der königlich bayerischen Regierung bedurft, die zu Ausgang des „rationalistischen“ achtzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus dem Geiste hervorgegangen waren, daß man mit so heiligen Dingen, wie die Passion sei, nicht Komödie spielen dürfe. Die Zeit war eben zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts anderen Idealen reif geworden, und das kirchliche Spiel, von der Kirche selbst im Stich gelassen, starb auch da ab, wo, wie in Tirol, kein behördliches Verbot vorlag. Die Ammergauer hielt das Gelöbniß ihrer Altvordern fest, sie erwirkten für sich Privilegien, die Passionstragödie öffentlich spielen zu dürfen. Als sie aber daran gingen, 1830 zum erstenmal eine eigene Passionsbühne auf einem Platz außerhalb des Dorfes zu bauen, da hatte auch für sie schon das naiv-kirchliche Spiel seinen Inhalt verloren und etwas von jener romantischen Art, die einen David Strauß in den Offenbarungen der Kunst den sehnüchsig begehrten Ersatz für die religiöse Erbauung finden läßt, trat in seine Rechte. Dazu kommt, daß in den Höhentälern des bayerisch-österreichischen Grenzgebirges, gefördert durch die Bemühungen der Klöster, unleugbar ein starker, wenn auch primitiver Zug zu künstlerischer Sinnlichkeit vorherrscht und namentlich ist auch in manchen Dörfern eine entschiedene Vorliebe für das Komödienpiel auf Bauerntheatern verbreitet. Dilettanten geben die „Volkschauspiele“ weltlichen Inhalts. Dies vereinigt führte zu der Specialität des Oberammergauer Passionsspiels, und der Specialität wurde es nicht mehr schwer, die Aufmerksamkeit einer Welt zu erregen. 1840 mußte das Passionspiel bereits dreimal wiederholt werden, 1850 hatten Schöngelster und romantische Pflieger alles Archaischen die Stimmung bereits so gut vorbereitet, daß der

Zudrang fremden Publikums vierzehn Aufführungen der Tragödie notwendig machte; und als vollends dann Eduard Devrient und seine Nachfolger auf das Ammergauer Spiel als ein erstrebenswertes Muster einer Volksbühne hinwiesen, genau wie unsere Falkenhainer und Herrig und Böhl aus Ueberbrunn an unseren Kunst- und Luzusbühnen zu rückwärtsge wandten Propheten geworden sind, da stieg das Interesse für die Reliquie aus abgestorbener Kulturepoche ins Ungemeine; und heute ist ein Theater erbaut, das mehr als 4000 Plätze faßt und gewaltige Massenentfaltung auf der Bühne gestattet; heute ist im Markt Oberammergau, der selber nur 1300 Einwohner zählt, für nahezu 6000 Besucher Herberge geschaffen; heute wird das Spiel bis zum 29. September vierundzwanzigmal wiederholt, das Nachspielen an Wochentagen, wenn der Besuch zu stark werden sollte, nicht gerechnet. Heute ließen sich von der Hauptprobe aus englische und amerikanische Zeitungen ausführliche Berichte senden; heute hat sich bereits eine ganze englische Kolonie hier festgesetzt und heute schwimmt das ganze Pfarrdorf Oberammergau in einem Komödiantentaumel. Man ist sich dessen hier wohl bewußt, daß man eine Specialität in aestheticis geworden ist und die Dressur arbeitet vortreflich. Man legt der äußeren Erscheinung den größten Wert bei, kein Schermesser berührt Kopf- und Bartthaare; es muß alles nämlich „echt“ sein bei den Ammergauern; und Kaiphas und Annas müssen aussehen, wie sie in der Wirklichkeit sind, und müssen democh den Bildern alttestamentarischer Priester entsprechen. Monate hindurch werden eifrig Proben abgehalten und nicht selten dringt dadurch die theatralische Pose und Geste bei Leuten, die nicht genug über freie Intelligenz gebieten, bis auf die Straße und in die Werktagstube.

Bei einer Beurteilung des Passionsspiels wird das böse Wort „verhältnismäßig“ sich überall vordrängen. „Verhältnismäßig“ ist die Gewandtheit anzustimmen, mit der während des Spiels die Massen sich bewegen; an die besten Wirkungen des Weininger Drills darf man aber immer noch nicht denken; „verhältnismäßig“ ist es ganz respektabel, wie die Sprecher der Hauptpartien sich einem großen theatralischen Stil anzupassen suchen; „verhältnismäßig“ ist, was die ungeübten Chöre und das Orchester zu Gehör bringen, dem künstlerisch erzogenen, nicht dem künstlerisch verwöhnten Ohr erträglich. Aber man soll uns nicht einreden wollen, daß fleißige Musikanten schon gute Musikanten sind, daß in jedem naiven Stamme gleich die naive Genialität liege, durch die etwa ein schönes Volkslied geboren wurde. Mit den „Naturdichtern und Künstlern“ hat es seine eigene Bewandnis. Als der greise Goethe in Karlsbad weilte, lernte er in Falkenau einen „Naturdichter“ kennen, einen verkrüppelten, armen, aber bildungsdürstigen Mann, der auf einem Kollwägelchen sich mühsam durch die Gassen seines Heimatstädtchens schleppte. Goethe las einige Gedichte des unglücklichen Menschen, dessen Charakterstärke, die im tiefen physischen Jammer noch Töne idyllischer Heiterkeit fand, ihm wohl Achtung abringen mochte. Er gab dem armen Mann einige mitleidig-wohlwollende Worte und forderte ihn sogar auf, Gedichte aus dem engeren Gebiet seiner Umgebung zu schaffen. Diese Worte Goethes machten den „Naturdichter“ für eine Zeit zu einem weitbekannten Manne, der auch darauf ein Gedicht über den Hopfenbau in seiner Heimat machte, das trotz seiner Lehrhaftigkeit leidlich hübsch ist. Aber schließlich wahrte solche Berühmtheit, die nicht in sich, im eigenen Können, sondern von der schmeichlerischen Beleuchtung anderer ihren Wert erhält, nicht allzu lange. Wie es eben zu gehen pflegt, wenn nicht mit unmittelbarer Ursprünglichkeit ein künstlerisches Ziel verfolgt wird, wenn jede Konsequenz, die man ziehen möchte, dadurch wieder verleugnet wird, daß man ängstlich nach dem Urtheil der Fremde hinhorcht, so geht es auch im Ammergauer Passionspiel. Man hat den alten Stil unwiederbringlich verloren und keinen neuen gefunden. Zwischen pathetischem Uberschwang und naturalistischer Spielweise schwebt man hin und her; die Anlage zur schlichten Auffassung überwiegt offenbar und bezeichnenderweise ergibt sie sich ganz deutlich da, wo der

Spieler nicht aus seiner Haut herauskann und in der heimatischen Mundart mit ihren charakteristischen Kehllauten verbleibt. Wenn ein solcher Sprecher etwa sagt: „Das ischt meine Pfliacht!“ so trifft er dabei ganz vorzüglich den eindringlichen Ton der festen Entschiedenheit. Sonst aber haben die Hauptspieler — auch der vielgerühmte Christusdarsteller, der jetzt im achtundvierzigsten Jahre steht und zum drittenmal den Christus giebt, sei nicht ausgenommen — die Neigung, was in ihnen ganz deutlich zur schlichtesten Auffassung drängt, zu durchbrechen, als schämten sie sich ihrer ursprünglichen Einfälle. So wird der mildemütige Jesus manchmal zu einem theatralisch-schmerzhaften, die Maria, diesmal von der Tochter des Bürgermeisters Lang, des künstlerischen Leiters der Passionstragödie, dargestellt, zu weinerlich, und der Judas (Maler Zwink) fehlte derart gegen die Regeln Hamlets, daß es nicht allein uns Leuten von der Feder, die wir zur Hauptprobe geladen waren, störend auffiel, sondern daß auch das nachbarlich-bäuerliche Publikum, wie ich bemerkte, verstoßen zu kirchern begann. Vorzüglich gewandte Sprecher giebt es aber auch, wie der Sprecher des Nathaniel (Sebastian Lang) einer ist. Aller Drill kann eben nicht das stärkere und geringere Maß von Begabung zur gleichen Durchschnittsleistung zwingen. Wo bei den Ammergauern das „verhältnismäßig“ für mich aufhört, da beginnt ein niedrigeres Gebiet der Kunstpflege. Wo sie lebende Bilder stellen dürfen, da offenbaren sie wirklich, daß in dem ganzen Körper, der Hunderte von Personen umfaßt, ein echter Sinn für plastische Wirkungen, für Schönheit und Charakter steckt. Nicht alle Bilder sind gleich gelungen, aber einzelne bauen sich wirklich mit ihren Kinder-, Frauen- und Männergruppen zu voller Lebendigkeit auf, so die Bilder: Der Herr giebt dem Volke das Manna und die Weintrauben aus Kanaan, oder das Bild vom verspotteten Hiob und vom verhöhten Samson. Die Abendmahlszene und die Kreuzabnahme zeigen in der Anordnung eine Ähnlichkeit mit den Meisterwerken da Vincis und Rembrandts. Seltsam sind mitunter auch im einzelnen die Widersprüche in der Darstellungsweise. Wird die Geißelung Christi in idealisierender Zartheit angedeutet, so wird in der Kreuzabnahme ganz entgegengesetzt gearbeitet. Der Landsoldat stößt dem Gekreuzigten die Lanze ins Herz und aus dem Behälter in der Lanze spritzt die blutrote Flüssigkeit hervor, die sich über das Trikotgewand des Spielers ergießt; und die zarresten Dämchen, die sonst nicht genug über die Peinlichkeit in der modern-realistischen Kunst plaudern können, werden bei diesem Schauspiel nicht vor Entsetzen die Hände über den Kopf zusammenschlagen.

Weltflug haben die Ammergauer diesmal noch mehr als früher dem internationalen Zug nach blendender Ausstattung der Schauspiele nachgegeben. Zwar sind ihre Kostüme nicht so stülpisch, wie die der Meininger; wenn man es sagen könnte, so möchte ich aussprechen, sie sind „verhältnismäßig“ echt, das heißt, sie zeigen das Streben nach Pracht und Treue. Die Dekorationen, von Burkhardt in Wien gemalt, wären ähnlich zu beurteilen. Das Theater selbst ist ein Holzbau, wie die früheren auch. Der Zuschauerraum zeigt eine einfache gedeckte Halle, an die sich zur Bühne absteigend die Sitzbänke unter freiem Himmel anschließen. Man sieht gut und man hört gut, wenigstens bei so sonnigem Wetter wie in diesen Tagen. Die Bühne, von Herrn Lautenschläger aus München aufgebaut, erscheint für die Passionsspiele glücklich angeordnet. (Die Zusammensetzung der Stile darf man nicht zu streng nehmen.) Der Mittelbau hat die Form eines korinthischen Tempels, daran schließen sich römische Thorbogen, die Einblick in die Straßen Jerusalems gestatten und durch die das Volksgemümel sich auf das Proscaenium erweitern darf. Daran reihen sich die Häuser des Pilatus und des Hohenpriesters Annas, so daß die Vorstellungen Christus vor Pilatus und vor Annas in aller Massenhaftigkeit sich entfalten können, da das weite und breite Proscaenium für das Volkstoben Raum genug gewährt. Kolonnaden, von denen aus der Chor aufs Proscaenium tritt, machen den Abschluß. Im ganzen etwas Shakespeare-Bühne

nach Münchener Recept verquickt mit den Ideen der Nachbildung der antiken Bühne. Der Text ist der alte, von dem Benediktiner Ottmar Weiß 1815 neu gegebene und von Draisenberger 1860 umgearbeitete geblieben. In den Chören hat man verschiedentlich gebastelt; neue Versfüße geformt, manche Trivialität, leider auch manches ganz naive Wort ausgemerzt. Aber die Handlungen sind zu wortreich geblieben, sie leiden an zu langen Monologen und zu vielen Wiederholungen einzelner Motive. Das Spiel wird dadurch bis zur äußersten Abspannung der Zuhörer in die Länge gezogen und der alte Gedanke, den Gang der Begebnisse und ihre symbolische Bedeutung für den Weltlauf so eindringlich, als möglich, zu predigen, hat heute seine Berechtigung verloren, da man zum großen Teile vor einem internationalen, modernen Publikum spielt und der Vorwand, man wolle kein Schauspiel, kein ästhetisches Kunststück darbieten, sondern der Andacht eine Stütze leihen, unhaltbar geworden ist. Die Andacht braucht keine Stütze, wenn sie über einen Menschen kommt, und die ästhetische Erbauung setzt möglichst vollkommene Kunstübung voraus. Die drei Abteilungen sind bekanntlich in siebzehn Vorstellungen eingeteilt, davon jede einzelne parallel ein Bild und eine Handlung zeigt, das Symbol und den dramatischen Vorgang. Die Symbole sind aus den ergrübelten und erzwungenen Erklärungen der Scholastiker hervorgegangen. Der Chor beispielsweise tritt vor und singt von der trauernden Sulamith, die um ihren verlorenen Bräutigam weint, wie die Kirche nach ihrem Erlöser sich sehnt. Während des Chorgesanges teilt sich der Vorhang und man sieht die Scene aus dem Hohenlied als lebendes Bild. Dann folgt das korrespondierende Drama Christus zu Bethania. So reiht sich in gleicher Folge eine Beziehung aus dem alten Testament auf einen gesprochenen Vorgang aus dem neuen, wodurch der lehrhaftpredigende Zug des ganzen Spiels zum Schaden freier ästhetischer Wirkung besonders lebhaft hervortritt. Über Spiel, Publikum und Spieler noch einiges in einem nächsten Aufsatz.

In eigener Sache.

Frauengedanken über Tolstoj's „Kreuzersonate.“

Von

Zeit allerlei — isten die sogenannte „neue Kunst“ entdeckt haben, beschäftigt sich auffallenderweise die Mehrzahl der Schriftsteller beinahe ausschließlich mit Ehefragen und Frauenhehlichkeiten.

Ibsen predigt die „wahre Ehe“, Björnson die unbedingte Keuschheit, Strindberg die unbedingte Unkeuschheit, und Tolstoj die völlige Abtötung des Fleisches.

Mit aller Gewalt möchte man uns durch verschiedene, mit mehr oder weniger Talent entwickelte Theorien glücklich machen, und jeder dieser freundlichen Theoretiker glaubt seine Methode preisen zu dürfen als alleinigmachend und jedes Mißverständnis zwischen Weib und Mann vollkommen aufhebend.

Wäre es nicht richtiger zu versuchen, uns, die Meißtbeteiligten, selbst um unsere Meinung zu fragen? Wir besitzen allerdings nur einen bescheidenen Frauenverstand und können keine geistreichen Kritiken und schönklingenden Phrasen machen; aber schließlich sollte es doch jedem gestattet sein, in seiner eigenen Sache ein Wortlein mitzureden.

So dachte ich, während ich das kleine und doch so inhaltschwere Buch Tolstoj's — die Kreuzersonate — las. Und dann griff ich zur Feder um meine bescheidenen Gedanken niederzuschreiben, auf die Gefahr hin, von den Männern ausgelacht zu werden. Allein, was macht das aus? Die Frauen — die Mehrzahl der Frauen wenigstens — werden mich sicherlich verstehen und mit mir fühlen.

Auch Tolstoj's letztes Werk beschäftigt sich mit den Frauen und deren Beziehungen zum Manne vor, während und nach der Ehe. Ja, es scheint sogar, als ob der große Russe für das Weib, dessen Emanzipation und Gleichberechtigung eintreten wollte, indem er mit seiner längst und allgemein anerkannten Meisterschaft von der Ehe, wie sie ist, und wie sie sein sollte, spricht.

Es scheint so, sage ich; denn bei näherer Betrachtung muß man etwas erstaunt erkennen, daß der geniale Dichter — mag er mir meine Kühnheit gütigst verzeihen — daß er selbst nicht recht klar darüber ist, was er denn eigentlich von der Frau will, und wie er sie in der Gesellschaft und in der Ehe hinstellen soll.

Wie mir scheint, kommt diese Unklarheit daher, daß Tolstoj ganz und gar vergessen hat, daß die Ehe nicht bloß ein sittlicher Bund zweier Menschen, sondern auch eine gewisse sozial-ökonomische Einrichtung des modernen Lebens ist.

Irgend ein deutscher Kritiker hat einst ganz richtig gesagt, „daß der geniale Russe zu den Sternen emporblickt und deshalb die kleinen Steine am Wege übersehen muß.“ Und doch stolpert das zerbrechliche Menschenglück am allerersten über diese kleinen Steine der prosaischen Lebensnotwendigkeiten. Die kleinen Unannehmlichkeiten töten die großen Leidenschaften. Darum können die Theorien Tolstoj's — deren Kühnheit so manchen blenden wird — uns Frauen nicht überzeugen und nicht helfen.

Wohl hat er mit seiner wundervollen Beobachtungsgabe scharf aufgefaßt und rücksichtslos ausgesprochen, daß die Erziehung der Mädchen total verfehlt, ja geradezu unsittlich ist. Mit bededen Worten rügt er die unverantwortliche Gewohnheit der Mütter, welche ihre Töchter vor allem anderen zu lehren sich bestreben, daß die Liebe und die Ehe die Bestimmung — der Lebenszweck, ja, die einzige Existenzberechtigung der Frau sei, daß das Weib einzig und allein für den Mann sich bilden und schmücken, lachen und weinen, ja selbst atmen müsse; daß ein Mädchen ohne den Mann nichts sei und nichts leisten könne, und daß jedes Mittel erlaubt sei, um der Gefahr, als alte Jungfer sitzen zu bleiben, zu entgehen. Diese Prinzipien werden in mehr oder weniger schroffer Form jedem jungen Mädchen eingepfropft. Was Wunder, wenn nun alle seine Wünsche nur darauf gerichtet sind, sobald als möglich einen Mann zu kapern. Der ehbare Zweck heiligt die raffinierteste Kofetterie, und richtige „Fußangeln“ werden jedem heiratsfähigen Manne gelegt.

Dieser Kriegszustand ist gewiß traurig und widerwärtig; doch haben die Frauen für ihr Thun und Treiben eine mächtige Entschuldigung in derselben ökonomischen Frage, welche in unserer modernen Welt die meisten Ehen — die legitimen so gut wie die anderen — zu bestimmen pflegt. Der Mann ist nicht bloß der Gatte, oder der Geliebte; er ist vor allem die „Versorgung“, und um sich diese Versorgung zu sichern, geschehen all die unsittlichen Dinge, welche Tolstoj so empört aufzählt. „Die Emanzipation der Frau vollzieht sich nicht in weiblichen Bildungsanstalten, auch nicht an der Wahlurne, sondern im Ehegemach“, sagt er. Ich aber glaube, daß diese Emanzipation sich einzig und allein auf dem Arbeitsmarkt vollziehen kann.

Was kann dem Weibe Freiheit und Gleichberechtigung bei den „idealen Forderungen“ nützen, solange es nicht die Fähigkeit besitzt, gleich dem Manne ihr eheliches Stück Brot mit ehelicher Arbeit zu verdienen. Wird diese Gleichberechtigung erst durchgeführt, ist erst jedes Mädchen in der Lage sich einen Beruf zu wählen, welcher es zu ernähren im Stande ist, so würde die Unsittlichkeit von selbst aufhören oder zum mindesten sich gewaltig verringern.

Wie steht es aber mit dem Gelderwerb der Frauen?

Ich will von all den Arbeitszweigen, welche die Männer ausschließlich beherrschen und dem Weibe absolut verschlossen bleiben, gar nicht reden. Wird doch selbst die allgemein geltende Frauenarbeit auffallend billiger honoriert als ganz dieselben Leistungen, wenn sie von Männern verrichtet werden!

Ein Mädchen für alles z. B., das kochen, waschen und

scheuern muß, erhält zehn bis vierzehn Mark monatlich, ein Diener vierzig bis sechzig — und doch arbeitet die erstere dreimal soviel wie der andere. Ein Damenschneider wird viermal so hoch bezahlt wie die geschickteste Schneiderin. Eine Schauspielerin bekommt die Hälfte der Gage eines Schauspielers desselben Ranges, trotzdem sie die kostbaren Toiletten-Ansprüche aus eigenen Mitteln befriedigen muß, während jede, selbst die kleinste Direktion, ihren männlichen Mitgliedern alle Kostüme liefert.

Warum diese Ungerechtigkeit? Man soll meinetwegen von den Frauen dieselben Fähigkeiten, dieselbe Kraft und Ausdauer wie von den Männern verlangen, man soll sie und ihre Arbeitsfähigkeit einer genaueren Prüfung unterziehen, bevor man ihnen eine Stelle oder Arbeit anvertraut; dann aber soll man das Weib auch so bezahlen, daß es die Unsittlichkeit nicht als notwendige Hilfsquelle zu betrachten gezwungen ist.

Allein die Männer wollen es gar nicht glauben, daß wir ein ernsthaftes Verlangen nach Arbeit haben können. Sie belächeln unsere Bemühungen mit einem verschmitzten Hintergedanken — namentlich, wenn wir das Unglück haben, jung und hübsch zu sein.

Ein Mann, der schafft und wirkt, wird von aller Welt geachtet, ja, man bewundert ihn sogar, wenn er thätig bleibt, ohne dazu gezwungen zu sein. Ein vermögendes Mädchen, welches arbeiten möchte, würde man zum mindesten excentrisch — beinahe für verrückt halten, und die armen müssen nur zu oft die Antwort hören, mehr oder weniger deutlich, auf ihre Bitte um Arbeit: „Geld können Sie viel leichter verdienen — liebes Kind.“

Wie viele arme Geschöpfe sind schon an dieser Unmöglichkeit, sich ehrlich zu ernähren, zu Grunde gegangen! Wie oft habe ich bei irgend einem Massenunglück Männer — ganz anständige Männer sogar aus unserer Gesellschaft — sagen hören: „Die Frauen werden sich schon zu helfen wissen, aber die armen Männer!“

Die Streiks der Bergleute, der Schuhmacher, der Maurer werden ernsthaft behandelt und ernsthaft diskutiert; den Streik der Modistinnen macht man mit einem frivolon Lächeln und einem zweideutigen Scherz ab: „Frauen haben eben ihre eigenen Hilfsquellen!“ Und jeder blinzelt dem Nachbar cynisch zu, und alle Welt weiß, was damit gemeint ist, und doch lacht jeder über den „guten Witz“ mit.

Wenn ein Buchbinder oder ein Schneider dem Arbeitgeber erklärt, daß er von seinem Lohn nicht leben kann, so erwägt und bespricht dieser ernsthaft die gestellte Forderung. Käme aber eine Konfektionsmannschaft oder eine Kellnerin mit einer solchen Phrase zum Brotherren, so würde sie von diesem direkt ausgelacht werden. „Ein kluges Mädchen kommt mit jedem Gehalt aus,“ so oder ähnlich würde die Antwort lauten, welche diese Ärmsten zu hören bekämen, und sie müßten sich ordentlich schämen, es nicht weiter als bis zu einem anständigen Mädchen gebracht zu haben.

Kann man es unter solchen Umständen den Frauen verdenken, daß sie den Mann vor allem als ihre natürliche Versorgung betrachten und mit den Mitteln der Verführung und Kofetterie auf die Gattenjagd ausgehen? Kann man sich wundern, wenn die auf solche Art geschlossenen Ehen anstatt Sittlichkeit und Liebe, nur Haß, Betrug und Ausschweifung ins Leben rufen?

Über das zweite Problem, welches Tolstoj in seinem Buche behandelt, über den Einfluß der Sinnlichkeit auf die Liebe und die Folgen der Leidenschaft in der Ehe, läßt sich in einem öffentlichen Blatte schwer sprechen, doppelt schwer ist es für eine Frau, welche selbst wo sie das Vorrecht des Genies die Dinge mit richtigen Namen zu nennen, anerkennt, doch immer durch gewisse, allzu heikle Themata unangenehm berührt wird und sich beinahe persönlich verletzt fühlen muß. Eines möchte ich nur sagen, und ich glaube, daß mir alle Frauen bestimmen werden: Bei all seiner Genialität sollte Tolstoj es nicht unternehmen, die Gefühle der Frau in solch tief innerlichen Dingen zu analysieren.

Er ist eben ein Mann, und in gewissen Empfindungen sind die beiden Geschlechter zu verschieden, um sich verstehen zu können. Er fühlt es selbst, da er die Frau „ein vom Manne abweichend organisiertes Wesen“ nennt.

Daher muß ich Tolstoj auch in diesem Punkte mehr als einmal widersprechen. Kein Zweifel, daß jede seiner Behauptungen unter Umständen wahr sein kann, doch gerade darum sollte man keine zu einer allgemeinen Theorie erheben. Wohl mag es schrecklich sein, sich einem ungeliebten Manne preiszugeben; eine größere Dual und Erniedrigung ist kaum für ein Weib denkbar. Weshalb sollte sich indessen ein Mädchen schämen, die Umarmung ihres freigestellten und geliebten Gatten mit gleicher Liebe zu erwidern? Wenn es diesen nur immer frei wählen dürfte! Gebt dem Weibe die Möglichkeit, vor allem nicht nach dem Vermögen und Erwerb des Mannes, dem es sich verbindet, fragen zu müssen, dann wird es keine Opfer, keine gesellschaftlichen oder ökonomischen Gewaltthaten mehr geben.

Tolstoj scheint die Liebe der einzelnen zu einander nicht zu billigen und läßt nur die große, allgemeine Menschenliebe gelten. Es mag ja eine edle Utopie sein — allein es bleibt eben nur eine Utopie, zu der ein Mensch sich erst mit sechzig Jahren erheben kann. Und es fragt sich noch, ob mit Tolstoj's Lehre der absoluten Keuschheit wirklich die größte sittliche Höhe erreicht wird. Der greise Dichter predigt unter Berufung auf das Evangelium Matthäi die Chelofigkeit als idealen menschlichen Zustand.

Tolstoj behauptet kühn, daß die Liebesleidenschaft im Menschen nichts als Unbehaglichkeit, Scham, häßlich trübe Stimmungen und Langeweile erwecke. Unwillkürlich möchte man fragen, ob der große Dichter, der doch selbst Gatte und Familienvater ist — jemals geliebt hat?

Scham ist nur bei einer naturgesetzwidrigen Handlung möglich oder zum mindesten bei einem Verstoß gegen die allgemein anerkannte Sitte. Freilich hat schon manches eine Zeitlang als Sitte gegolten und wurde den Menschen als solche anerzogen, was dann recht bald als lächerlich und verwerflich erschien. In der neueren Zeit scheinen sich einige Schriftsteller zu befehligen, uns Frauen die Überzeugung beizubringen, daß es eine abstoßende Entwürdigung sei, warmes Blut und gesunde Sinne zu besitzen. Das wird vorübergehen gerade wie die Mode, von Luft und Wasser zu leben, vergangen ist. Ich erinnere mich noch der Zeit, in der jede gebildete Frau einen guten Appetit für roh und unpoetisch erklärte; diese Ansicht aber hinderte eine solche nicht, ihr gutes Beefsteak mit doppeltem Vergnügen bei geschlossenen Thüren zu verpeisen. Man hüte sich, daß es mit der Liebe nicht ähnlich gehe, und daß die Frauen für die so schnell entschwindenden Ehefreunden sich nicht durch geheime Ausschweifungen zu entschädigen suchen.

Es wird entschieden allzuviel über alle diese heißen Dinge theoretisiert. Die Theater, die Litteratur sprechen über Keuschheit, Unsitte und eheliche Beziehungen so offen und ungeniert, als ob es sich um ganz einfache Dinge handle. Es ist nicht gut, so viel darüber zu polemisieren. Ich will gern zugeben, daß die meisten Dichter es mit der reinsten Absicht thun; dennoch erregen derartige Erörterungen die Phantasie, lenken die erhitzten Gedanken immer wieder auf die Sinnlichkeit zurück und vermehren nur das Uebel, welches man heilen möchte.

Vollends unrecht handeln die großen, den Frauen freundlich gesinnten Dichter: Tolstoj, Ibsen, Björnson und Genossen, wenn sie die Frauen lehren, von ihren Gatten dieselbe Keuschheit zu verlangen, die man bei einem Mädchen als selbstverständlich voraussetzt. Solche Forderungen machen dem Weibe keine Ehre — im Gegenteil.

Stolz sollte die Frau sich fühlen, als Trägerin des kommenden Geschlechtes ein sittlich reines Wesen zu sein, an welches man höhere moralische Ansprüche zu stellen berechtigt ist. Tolstoj beruft sich ja so gern auf das Naturgesetz, wie es sich klar und unvermittelt in dem Tierreiche offenbart. Ein jedes Beispiel auf diesem Gebiete beweist uns deutlich genug, daß

die Natur selbst besondere Keuschheitspflichten dem weiblichen Geschlechte auferlegt habe, lehrt uns aber auch zugleich, wie ihre mütterliche Güte dafür Sorge getragen, die Erfüllung dieser Pflichten möglich zu machen.

Man beschimpft die Frauen, wenn man sie — wie Zola es so gern thut — als womöglichste Katzen darstellt, deren einziger Trieb die Sinneslust ist; und lächerlich macht man sie wiederum, wenn man sie, wie Tolstoj, als zitternde Opfer der männlichen Brutalität hinstellt, als Überwältigte, die sich dem Gatten mit Angst und Abscheu ergeben.

Auf die Liebe kommt es an. Sie ist das Temperament, der Lebensthermometer des Weibes. Die Liebe ist wie das Sonnenlicht, nur sie färbt die Dinge auf eine oder die andere Weise. Strahlt die Sonne vom Himmel herunter, so erglänzt die ganze Natur in leuchtend prächtigen Farben, — ist sie untergegangen oder durch Wolken verdeckt, so erscheinen die grünen Blätter grau und die hellsten Bäume dunkel.

Nicht das gefährliche und unmögliche Fordern der Keuschheit der Männer muß man die Frauen lehren, sondern ihnen sagen, daß sie die eigene Tugend nicht als eine Schande und Last zu betrachten brauchen, im Falle ihnen keine Ehe beschieden ist.

Auch der Mann zweifelt nicht daran, daß die Liebe das Schönste und Süßeste auf der Welt ist, daß sie allein das Leben schmückt und den Menschen vollkommen glücklich macht. Doch der Mann weiß es ebenso gut, daß er, wenn es nicht anders geht, auch ohne diese Liebe leben kann. Ist ihm das süße Liebesglück aus irgend welchen Gründen verloren gegangen oder gar nicht beschieden worden, so tröstet er sich mit seinem Beruf und mit seiner Arbeit. Der Mann betrachtet die Liebe flugerweise als ein allerdings sehr begehrenswertes, aber nicht unentbehrliches Dessert am Mittagstische des Lebens — der Frau dagegen ist diese Liebe das tägliche Brot, ohne welches sie Hungers sterben muß. Geht dem Weibe die Liebe verloren, vermag sie die Ehe nicht zu erringen, so ist es rettungslos dem Sturme preisgegeben und treibt durch das Leben wie eine Barke, ohne Steuer und Ruder. Und so wird es bleiben, solange die Frau nicht überzeugt wird, daß außer der Liebe noch vieles existiert, um dessentwillen es sich verlohnt zu leben. Das ist der größte Fehler der Mädchenerziehung, dagegen sollten die großen Dichter, die unser Glück im Auge haben, kämpfen.

Lehrt uns einen Beruf wählen und diesen Beruf lieben, verspottet es nicht, wenn wir als „alte Jungfer“ freibleiben, und vor allem — gebt uns die Möglichkeit, in der Chelofigkeit uns redlich zu ernähren und nicht in Müßigkeit und Langeweile zu verkümmern, dann werden solche Erscheinungen wie Tolstoj's Ehepaar Posdumyschew zu den unnatürlichen Ausnahmen gehören.

Man wird mir vielleicht den Vorwurf machen, daß ich den Dichter für die Ideen seines Helden gewissermaßen verantwortlich mache; und man hätte recht, wenn die „Kreuzsonate“ nicht so offenbar eine polemische Brotschüre, nicht eine geschlossene Dichtung wäre. Tolstoj hat so augenscheinlich und sorgfältig nahezu jede künstlerische Form vermieden und verschmäht, um sein „moralisch psychologisches System“ in unverhältnismäßiger Breite zu entwickeln, daß man unwillkürlich zu einer polemisierenden Antwort gereizt wird.

Erst am Schlusse des Buches bei der wundervoll plastischen Morderzählung bricht das Genie des großen Russen gegen seinen eigenen Willen durch, und aus dem trockenen Theoretisieren des ersten Teils wird mit einmal ein lebendiges Trauerspiel, welches uns so übermächtig ergreift, daß wir alle unsere früheren Einwendungen vergessen.

Bei ruhigem Nachdenken wird es uns allerdings klar, daß durch diese blutige Katastrophe ein Verhältnis gelöst wurde, welches nie zu Stande kommen durfte und auch nie zu Stande gekommen wäre, wenn die vermögenslose Mutter der Frau Posdumyschew sich nicht gezwungen gesehen hätte, ihre hübsche Tochter an den ersten besten reichen Freier zu verkaufen.

„Seht hier die Folgen eines unsittlichen, nur auf Sinnlichkeit aufgebauten Ehebundes,“ will uns der große Dichter sagen, und er merkt es nicht, daß er uns nichts anderes bewiesen hat, als daß die für die Frauen bestehende Unmöglichkeit, sich selbst zu ernähren, an solchen unsittlichen Ehen allein die Schuld trägt.

Ferdinand Raimund.

Zum 1. Juni 1890.

Von

Walter P a e t o w.

Zu eben der Zeit, als in Deutschland die geistige Bewegung einem Gipfelpunkt zugeführt wurde, schlug für Oesterreich die Geburtsstunde neuen geistigen Lebens: im neunten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts wurde durch die Vereinigung von Goethe und Schiller der Zeitpunkt einer langen Reihe litterarischer Bestrebungen erreicht, in demselben Jahrzehnt erstanden in Ferdinand Raimund und Franz Grillparzer für Oesterreich die beiden größten Dichter der neueren Zeit. Beiden hat man auch in Norddeutschland Teilnahme und Verständnis entgegengebracht; aber ein glänzendes Schicksal haben sie bei uns nicht gehabt. Erst in den letzten Jahren sind einige Werke Grillparzers auf unseren Bühnen zu wahren Ehren gekommen, und Raimunds Zauberstücke harren noch immer ihrer Auferstehung. Nicht genug kann man das bedauern; denn was Ferdinand Raimund schuf, verdiente weite, allgemeine Verbreitung; tief ins Volk mußten seine Werke eindringen; denn was er schrieb, ist fürs Volk geschrieben, aus dem Leben des Volkes geschöpft, im Sinne des Volkes gedacht; dem Volksstück verlich er ein festes Gepräge, einen wahren künstlerischen Wert; wonach wir jetzt so heiß verlangen: gesunden Humor, volkstümlichen Ernst, volkstümliche Kunst — Ferdinand Raimund hat es uns vor zwei Menschenaltern schon beschert. Und so können wir seiner als eines Mannes unserer Zeit gedenken, wenn unsere Gedanken heute, an seinem hundertjährigen Geburtstag zu ihm schweifen.

Am 1. Juni 1790 ist Raimund in Wien zur Welt gekommen; in engen, kleinbürgerlichen Verhältnissen hat er seine Jugend verbracht; sein Vater war Drechslermeister und es stand von vornherein fest, daß auch Ferdinand ein Handwerk erlernen sollte. Aber dessen Sinn stand schon frühzeitig nach Theaterpiel und Schauspielkunst, und als der fünfzehnjährige Theaterwärmer nach dem Tode seines Vaters einem Zuderbäder in die Lehre gegeben wurde, war's vollends aus mit Lust und Liebe zum alltäglichen Prosalernen eines Handwerkers. „Ich konnte von meinen romantischen Träumen nicht ablassen,“ erzählt uns Raimund in seiner kleinen Selbstbiographie, und er hat sich in seinen frühgefaßten Entschlüssen auch in der That nicht wankend machen lassen: schon 1808 sagt er der Zuderbäderei ade, um sein Heil auf den Brettern zu versuchen. Traurige Tage hat er damals erleben müssen, die romantischen Träume wurden durch bitterste Wirklichkeit abgelöst; er konnte kein Engagement finden, mußte sich endlich einer herumziehenden Gesellschaft anschließen und hatte dann gar das Unglück, zu mißfallen; ein Sprachleiden erschwerte ihm seinen Beruf auf das empfindlichste — Enttäuschung folgte auf Enttäuschung. Erst 1814 brachen ruhigere Zeiten für ihn an: er erhielt einen Ruf an das Theater in der Josephstadt zu Wien, 1817 an das Theater in der Leopoldstadt und konnte nun seinen Idealen, an denen er so oft hatte verzweifeln müssen, leben. Aber sein Sinn war in den schweren Tagen der Jünglingszeit verdüstert; Schwermut war über den Hartgeprüften gekommen, und der beliebteste Komiker Wiens war daheim verschlossen und ohne Ruhe und Frieden. Das Glück, das ihm seit dem Beginn seiner Thätigkeit an den Wiener Bühnen von Jahr zu

Jahr holder zu lächeln schien, war ihm im Innern seines Herzens nicht beschieden; seine Brust war nicht von Lebensfreudigkeit erfüllt; seine Erfolge machten ihn wohl zeitweise froh, aber für die Dauer vermochten auch sie sein Gemüth nicht zu erhellen; Lust und Schmerz waren immer gepaart bei ihm, Fröhlichkeit und Wehmut gingen Hand in Hand; bald verzweifeln, bald hoffend war seine Seele gestimmt.

Und aus dieser Stimmung heraus sind seine sämtlichen Werke geschrieben; erheitern sollten sie das Publikum, aber sie rührten es auch zugleich; frohen Genuß des Lebens wollten sie bereiten, aber sie spornten in gleicher Weise auch zu ernstem Sinnen an; ein klares Spiegelbild ihres Schöpfers wurden sie, der gerade durch den Wechsel seiner Stimmungen befähigt wurde, Menschenleid und Menschenlust im allgemeinen auszuliegen, der als ein echtes Kind des Wiener Volkes im Stande war, Sitten und Gebräuche des Volkes zu schildern, der zugleich wußte, welche geheimen Träume manchem aus den breiten Schichten der Wiener Bevölkerung vorliebwebten, wohin viele die Phantasie führte. Die Wirklichkeit und die Vorstellungswelt des Volkes fannte er und ihre Vereinigung strebte er in seinen volkstümlichen Zauberstücken an.

Acht Stücke hat Raimund auf die Wiener Bühnen gebracht, von 1823—1829 in rascher, regelmäßiger Folge die sieben ersten, dann nach einer Pause von fünf Jahren 1834 das letzte, den „Verschwender;“ fast sämtlichen Stücken gab er die Bezeichnung Zauberposse oder Zauberstück und deutete schon damit an, daß er seine Zuschauer ins Reich des Märchens führen wollte. In diesem Geistesreich sieht's nun gar wunderbarlich aus; Gestalten aus aller Herren Länder, Figuren der ältesten griechischen und der neuesten deutschen Mythologie erfüllen es; da treten uns hier Amazonen, dort niedliche Elfen entgegen; bald stellt sich uns Apollo in höchst eigener Person, bald wiederum die Hoffnung vor; Druden und die Jahreszeiten haben ebenso gut ihre Rolle, wie die Vipria und die Arrogantia; alles, was nur irgendwie für das Menschenleben bedeutsam sein kann, wird personifiziert und redend eingeführt: die Nacht und der Morgen, die Trägheit und der Blödsinn, die Jugend und das Alter, der Meid und der Haß und selbst der Hochzeitsgott Hymen. Wie in unserer alltäglichen Erdenwelt bestehen nun auch in dem Geistesreich zwischen diesen allegorischen Personen die allerjähresten Gegensätze; man haßt sich und liebt sich bei den Geistern und Feen, wie bei uns Menschen; man spinnt Ränke und zettelt Verschwörungen an, wie es bei uns geschieht; und wie bei uns hat man seine „Laternenbühle“ und seinen Briefboten, spielt seine „Whist,“ so gut und schlecht wie wir, und kann natürlich eine Leihbibliothek und ein Lesekabinett nicht entbehren. Aber die Bewohner von Raimunds Märchenwelt haben doch auch gar manche Vorzüge vor uns armen Erdenjöhnen: sie schlafen in „idealen Bettstätten,“ spielen mit goldenen Äpfeln, lassen einen Galanagen vorfahren, der mit zwei Drachen bespannt ist, und fliegen durch die Luft, so oft und so schnell sie wollen. Sie besitzen Landschaften, die durch die mannigfaltigsten Reize verschönt sind, bewohnen Gegenden, die in ägyptischem oder indischem Geschmacke ausgestattet sind, lustwandeln in Gärten, die in allen Farben schillern; Blütenpracht umgibt sie, auf goldenen Sesseln thronen sie, in marmornen Palästen wohnen sie; sie hören die schönste Musik und ergötzen sich an unübertrefflichen Gedichten ihrer Hofspoeten; sie schöpfen aus wunderthätigen Quellen und vermögen heute diese, morgen jene Gestalt anzunehmen. Trotz ihrer Vornehmheit und aller Wunderkräfte, die sie besitzen, bleiben sie im Grunde ihres Herzens aber doch — vernünftliche Wiener Kinder! Sie machen oftmals einen Wiener Lokalspaß, sprechen vom „klein' Eduardel,“ und einer aus ihrer Schar hat sogar den Wiener Dialekt als Hofsprache eingeführt. Dieses Wienerthum der Geister ist von Raimund da, wo er es mit Konsequenz durchgeführt hat, für komische Wirkungen stark ausgebeutet. Wie drollig ist es, wenn wir den König Tutu zu seiner Tochter sagen hören: „Du, das wird ohne Spektakel nicht angehen. Wenn Du den Weibern ihre Schönheit attackierst,

so wehren sie sich bis auf den letzten Mann;" wie ergötlich wirkt es, wenn eben dieser Tutu der Prinzessin Zoraide den väterlichen Rat erteilt: „Zoraide, geh', mach' der G'schicht ein End' und nimm ihn, denn sonst bleibst am End' doch sitzen. Es ist noch allen so gegangen, die gar so herum'sucht haben;" unwiderstehlich aber wird die Komik, wenn im „Mädchen aus der Feenwelt" von den Geistern nicht nur gewienert, sondern gar noch — geschwäbelt wird.

Bei solchen verkappten Wiener Geisterkönigen fühlen sich natürlich echte Wiener Kleinbürger ganz heimisch. Sie erstaunen wohl anfangs über manches Fremde, was sich ihren Blicken bietet, aber hernach sind sie im Geisterreich wie zu Hause; sie treiben ihr Wesen, wie sie's daheim nicht anders thun könnten und bezeugen in jedem ihrer Worte, daß wienerisch Blut in ihren Adern fließt. Diese Wiener, die zu den Geistern verschlagen werden, sind von Raimund unübertrefflich charakterisiert, dem wahren Leben auf das glücklichste entnommen und nachgebildet. Bei ihnen atmet alles Naturwahrheit und Frische; mit allen Fehlern und allen Tugenden der Wiener sind sie behaftet; ein paar Worte von ihnen genügen, um uns Wiener Leben und Wiener Art vor die Augen zu zaubern. Jetzt geben sie sich leichtsinnig und jetzt unerschütterlich treu, bald sind sie habgierig, bald herzensgut; immer aber bleiben sie lustig und fidel, niemals machen sie sich viel Skrupel über das Leben, sondern nehmen es, wie es gerade kommt; über Sorgen helfen sie sich mit einem Scherzworte hinweg, zu allen Zeiten haben sie eine wienerische Redensart zur Hand; sobald sie sich aber einmal des Hochdeutschen bedienen und gleichsam aus ihrer eigenen Haut herausfahren, büßen sie ein gut Teil Originalität und Liebeshwürdigkeit ein: ihre Natürlichkeit geht verloren, sie werden geschraubt und geziert.

Und damit ist die Grenze von Gelingen und Mißlingen der Kunst Raimunds überhaupt gesteckt. Er kann stets da seines Erfolges sicher sein, wo er das Leben schildert, welches er selbst gelebt und wahrhaft geschaut hat; aber seine Kraft verlagert, wenn er sich in Sphären bewegt, die ihm fern liegen; meisterlich sind die sämtlichen Figuren, die nichts anderes vorstellen sollen, als eingeborene Wiener; aber schwach und farblos sind die Personen, die ein gewähltes Deutsch sprechen und einen Anflug von unnatürlicher Feinheit und Vornehmheit haben. Deshalb stehen unter seinen Werken auch diejenigen voran, in denen das wienerische Element überwiegt; deshalb erscheinen uns die drei Stücke, in welchen die Handlung mehr den Geistern als den Menschen zugehört, als die wenigst gelungenen: „Die gefesselte Phantasie," „Moissajurs Zauberstuch" und „Die unheilbringende Krone." Von ihnen haben denn auch die wenigsten etwas gehört; aber die echten Wiener Volksstücke: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel," „Der Diamant des Geisterkönigs," „Der Bauer als Millionär," „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" sind vielen eine Quelle reinsten Genusses gewesen, und wer gar den „Verschwender" in guter Darstellung gesehen hat, ist sicherlich ein aufrichtiger Verehrer Raimunds geworden.

Man kann den Weg genau verfolgen, den Raimund zurückgelegt hat, um von den Anfängen seiner Kunst bis zu dem glücklichen Ende zu gelangen. Denn was im „Verschwender" erreicht ist, sehen wir in den früheren Stücken angebahnt; eine bestimmte Reihe bestimmter Wiener Volkskinder führt uns zu dem Höhepunkt Raimundscher Charakteristik, zum Valentin und seinem Rosel; eine leicht überschaubare Gruppe von gleichen Motiven ist in seinen ersten Stücken wie in seinen letzten wiederzufinden; aber was dort vorgebildet war, wird hier vollkommen gemacht und ausgestaltet. Die Elemente sind dieselben geblieben, aber ihre Zusammensetzung ist eine andere geworden. Ein voller Beweis der schöpferischen Kraft Raimunds ist damit gegeben: trotzdem die Werke der zwanziger Jahre gegen das letzte zurückstehen müssen, vermögen sie doch neben dem Meisterstück in größten Ehren sich zu halten, sind sie doch von eindringlicher Wirkung. Die Lebenskraft, die ihnen innewohnt, kann nicht schwinden, weil sie durch den Kern von Raimunds

Lebenslehren gebildet wird. Diese aber sind eins mit dem, was das Volk denkt und für gerecht erkennt: daß man ein treu Gemüt und kräftigen Verstand über alles andere im Leben setze und dafür in gutem Bewußtsein seinen Lohn finde. Treue und Ehrlichkeit im Kampfe gegen böse Mächte, Tugend und Liebe, die durch Marterqualen und Prüfungen den Weg zur Erlösung und zum Glück finden, Schlechtigkeit und Niedertracht, die von Herzengüte und Edelmut verdrängt werden — um sie dreht sich die Handlung von Raimunds sämtlichen Stücken, die doch niemals bei ihrer alltäglichen Moral: „Tugend findet froh den Lohn" platt oder gar langweilig werden.

Bewegt sich „Der Barometermacher auf der Zauberinsel" noch vorwiegend im reinen Märchenstil, so sehen wir schon im „Diamant des Geisterkönigs" die Handlung auf jene Motive zugespitzt; um eine diamantene Statue — also äußerlichen Besitz — zu erlangen, zieht der Zaubererjohn Eduard mit seinem Diener Florian aus; um sie bitter er den Geisterkönig. Als er aber dann für die Statue seine geliebte Amine hingeben soll, will er von dem diamantenen Gute nichts mehr wissen, wendet sich voll Wit gegen das erstrebte Kleinod — bis er erkennt, daß der Diamant des Geisterkönigs das Mädchen selbst ist: und so wird innerer Reichtum, die reine Liebe eines feinsinnigen Geschöpfes als der köstlichste Edelstein gepriesen. Mit entzückender Liebeshwürdigkeit ist diese einfache Geschichte durchgeführt, und Raimunds Humor feiert in den Gestalten von Florian Waschblau und dessen Mariandl bereits einen vollen Triumph; Florians Treue ist mehrfach rührend; er verläßt, um mit seinem Herrn durch dick und dünn zu gehen, sein geliebtes Mariandl, „sein Zuckerlandl," und scheidet nicht davor zurück, einen gefahrvollen Zauberberg zu ersteigen; hier wird ihm seine Treue zum Verhängnis: als er sich umschaut, weil er glaubt, die Stimme Mariandls zu hören, wird er in eine Tiergestalt verwandelt; als treuestes Tier, als Fudel, springt er an seinem Herrn empor, dem es endlich gelingt, den Bann zu lösen. Nun wird Florian vom Geisterkönig selbst zum feineren Begleiter Eduards bestimmt; jedem Mädchen, dem sie begegnen, soll Florian die Hand reichen: hat dasselbe noch nie gelogen, so wird über Florian ein Wohlgefühl der Seligkeit kommen, ist es aber nicht mehr rein, soll Florians Hand zucken und schmerzen. Da giebt es nun die possierlichsten Szenen, wenn Florian immerfort Zuckungen in seiner Hand verspürt und immer wieder in gespaßigen Reden über die Verderbtheit und Verlogenheit des weiblichen Geschlechts Klage führen muß.

Die Treue und die aufopferungsfähige Liebe hat Raimund auch im „Mädchen aus der Feenwelt" verherrlicht. Wie im „Diamant des Geisterkönigs" wird in diesem unter dem Namen „Der Bauer als Millionär" bekannt gewordenen Stücke die Wahl zwischen Besitztum und Liebe eröffnet; aber während dort nur eine Person in die Versuchung geführt wird, Reichtum über inneres Glück zu stellen, bieten sich hier drei Menschenfindern auf der einen Seite reiche Schätze, auf der anderen Zufriedenheit und behaglicher Wohlstand. Glücklich besiegt das Liebespaar Karl und Lottchen die lockende Stimme, die ihnen zuruft, ihre Treue zu brechen und ihre Liebe dem Gelde zu opfern; widerstandslos zeigt dagegen der Bauer Fortunatus Wurzel; er hat ein frohes, stilles Leben geführt, ist aber dann durch einen glücklichen Zufall zu Reichtum gelangt und verliert nun, weil er die Bescheidenheit außer acht läßt, die rechte Freude am Dasein. Erst, als er durch bitteres Glend gegangen ist, wird er geläutert und wieder glücklich; durch und durch ist diese Gestalt der Kunst und der Weltanschauung des echten Humoristen entsprungen, welcher Ernst und Feiterkeit zu amalgamieren versteht. Wie der plötzlich reichgewordene Bauer, der über seinen Reichtum die Liebe zu seiner Pflgetochter erkalten läßt, mit Schwelgereien seine Tage verbringt und eine Schar elender Schmarotzer um sich versammelt, mit einemmal seine Schätze und seine Jugend zugleich einbüßt und nun als grauhäuptiger Aschenmann durch die Dörfer zieht mit dem eintönigen Ruf: „ein' Aschen" — das ist ganz genial erfunden

und durchaus humorvoll behandelt worden; denn während wir noch mitleidig und wehmütig den altgewordenen armen Bauern als Afschenmann bedauern, müssen wir bereits wieder lächeln über die gemüthlichen Reden, die er anhebt, über die Art, wie er mit der „Zufriedenheit“ ein ganz vertrauliches Zwiegespräch führt, weil er sie für eine „liebe Jungfer Köchin“ hält; und wenn er dann in einem Couplet vom Hochmut der Welt und vom falschen Schein der Menschheit singt, so ist das in der That ein Meisterstück theatralischer Kunst; wir begreifen recht wohl, wie Raimund gerade als Wurzel einen wahren Siegeszug durch Deutschland halten konnte und daß er sich im Laufe der Jahre zu seinem „Afschencouplet“ viele Dutzend Strophen neudichten mußte.

Was Raimund hier versucht hat: die Bekehrung eines Menschen zum Bessern, führte er später in seinem „Alpenkönig und Menschenfeind“ als Hauptmotiv mit Entschiedenheit durch; aber „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ ist seinem Vorläufer um ein Beträchtliches überlegen, denn die Absichten Raimunds sind hier in Wahrheit erreicht; ging in dem früheren Stücke die Umkehr des Bauern zur Einfachheit etwas gar zu schnell von statten, weil sie nicht Hauptzweck war, so ist nun im „Alpenkönig“ die Wandlung in der Sinnesart des „Menschenfeindes“ völlig glaubwürdig gemacht, weil sie das Endziel der ganzen Handlung bildet. Und man kann sagen: nur Molière noch ist im Stande gewesen, etwas Ähnliches zu leisten, ein ebenso humorvolles Charakterbild zu zeichnen. Was jedoch von Molière in sein satirisches Lustspielton mit Sarkasmus und Ironie behandelt wäre, das ist von Raimund in volkstümlich-schlichter, Geradheit und Derbheit umgesetzt. Durch seine eigenen ewigen Verstimmungen wohl ist Raimund zur Auffassung dieses Stückes veranlaßt, und oftmals erscheint es wirklich so, als hätte er sein Schicksal, seinen eigenen Groll und seine eigene Gutherzigkeit hier getreu abgepiegelt.

Denn vom Groll zur Gutherzigkeit, von Menschenfeindlichkeit zur Menschenfreundlichkeit wird der Held dieses Stückes, der reiche Gutsbesitzer Herr von Rappelkopf, bekehrt. Er ist natürlich ganz das, was sein Name besagt: ein mißtrauischer, zänkischer, eigensinniger Mensch, der den lieben, langen Tag weiter nichts thut, als schelten und murren; seine Frau hält er für eine Mörderin, seinen Diener Habakuk für ihren Handlanger, seiner Tochter gönnt er nicht das Glück einer herzlichen Liebe, ihren Bräutigam sieht er für einen leichtfertigen Verführer an, in seinem Schwager, der sein Vermögen verwaltet, vermutet er einen abgefeimten, betrügerischen Schurken, alle Dienstboten im Hause schmätzt und tadelt er unausgesetzt. Um diesen hartköpfigen Menschenfeind anderen Sinnes zu machen, sinnt der Alpenkönig Astragulus, an den sich Rappelkopfs Tochter Malchen hilfesuchend wendet, den folgenden Plan aus: er will sich in Rappelkopfs Gestalt, diesen selbst in seinen Schwager verwandeln und dadurch dem Menschenfeind sein Spiegelbild vorhalten. Rappelkopf, der vor Angst, in seinem Hause ermordet zu werden, in die Berge geflüchtet ist und auch in des Alpenkönigs Reich gelangt, verspricht sich zu bessern, wenn ihm bewiesen wird, daß er die Menschen mit Unrecht haßt.

Und nun beginnt das ergötzliche Spiel mit dem falschen und dem echten Rappelkopf; nun hebt die Bekehrungszeit Rappelkopfs an. Anfangs kann er sich gar nicht drein finden, daß er nicht er selbst ist, und will sich immer als Herrn im Hause aufspielen; aber dann sieht er ein, wie er sich in die Rolle, die ihm zuerteilt ist, fügen muß, und lernt zugleich die Menschen, mit denen er zusammen gelebt hat, kennen. Da ist es nun wieder meisterlich, wie er zuerst noch ganz mißtrauisch ist und gar nicht glauben will, daß seine Mitmenschen sämtlich grundgute Seelen sind; wie er hernach gar nicht mehr aus noch ein weiß, ob seine Menschenfeindlichkeit berechtigt war oder nicht, wie er zum Schluß endlich gestehen muß, daß er sich geirrt hat: seine Frau liebt ihn von Herzen, seine Tochter und ihr Verlobter sind sich in wahrer Treue zugethan, sein Schwager ist der ehelichste Mensch von der Welt, sein Diener Habak-

kuk hat niemals mörderische Absichten gehabt, sondern ist eine harmlose Einfalt.

Und wie ich nach und nach gewahr,
So bin ich selbst der größte Narr.

das ist die Erkenntnis, die sich ihm offenbart; in seinem Innern wird es licht und er ist dem Alpenkönig von Herzen dankbar für seine Heilungstun.

(Schluß folgt.)

Cynismus und Sittlichkeit.

Von
F. W.

Zu dreisten und gottesfürchtigen Zeitungen ist es schon seit Jahren Brauch geworden, alle modernen Schriftsteller in einen Topf zu werfen, auf den Topf eine Etikette mit dem Worte „Naturalismus“ zu kleben, drei Kreuze und zwei Totenköpfe darunter zu malen und solchergestalt das gutgesinnte Publikum vor dem Gifte zu warnen. Da werden alle Romanschreiber, die nicht geradezu für die höhere Tochter arbeiten, mit dem gleichen Schlagwort abgethan. Spielhagen und Zola, Paul Lindau und George Elliot, alle heißen sie Naturalisten und verderben nach der Meinung der eifernden Herren grundsätzlich die Moral. Wir haben da das Gefühl, als ob solche allgemeine Achterklärungen ohne Kenntnis der Sachlage niedergeschrieben wären; man würde sonst mit der Bezeichnung „Naturalismus“ nicht einen so ungeheuerlichen Mißbrauch treiben. Nun hat aber der neueste Litteraturkampf einige Namen so deutlich aus der Schaar derer herausgehoben, die sich mit einigen Rechten modern nennen dürfen, daß der fromme Eifer die maßvolleren deutschen Dichter eine Weile in Ruhe läßt und sich mit seinem leidenschaftlichsten Haß auf Ibsen, Dostojewski und Tolstoj, vor allem aber auf ihre jungen deutschen Nachahmer wirft.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß die Orthodoxie unrecht hat, wenn sie einen Ibsen, einen Tolstoj unsittlich nennen will. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in welcher man auch in den ängstlichsten Kreisen einsehen wird, daß solche reformatorische Männer weitaus die sittlichsten Schriftsteller ihrer Zeit waren, sittlicher als die krankhaft phantasierenden Verfasserinnen von Gouvernantenromanen; aber auch sittlicher als viele Herrschaften, welche aus der Hebung der Sittlichkeit ein Gewerbe machen. Von der Lüge stammen fast alle die Zeitgebreden, welche man unter dem Begriff der Unsittlichkeit zusammenzufassen pflegt, und gegen die Lüge haben seit den Zeiten der Propheten wenige Volksführer so zornesmutig gekämpft, wie die Ibsen und Tolstoj in den Werken ihrer besten Mannesjahre. Es ist also im eigentlichsten Sinne verkehrt, wenn solche Kräfte von Zeloten der Unsittlichkeit geziehen werden.

Nun haben aber die skandinavischen und russischen Lehrer Schule gemacht; neben ihnen und vor ihnen hat der französische Naturalismus, der freilich in ethischer Beziehung nicht so ernst zu nehmen ist, überall in Deutschland Nachfolger gehabt, und alle diese jüngeren und älteren deutschen Schriftsteller, die Talente und die Spekulant, die stillen und die lärmenden Verkünder einer neuen Zeit, haben das Gemeiname, daß sie den alten gesellschaftlichen und litterarischen Brauch verlegen, also nach dem Glauben vorsichtiger Beobachter auch die Sittlichkeit umstoßen. Ich habe mir schon öfter erlaubt, das, was den Großen und den Kleinen der neuesten Richtung gemeinsam ist, was sie von ihren unmittelbaren Vorgängern unterscheidet, den litterarischen Cynismus zu nennen. Cynisch im vornehmsten Sinne der Philosophengeschichte ist Ibsen, wenn er unausprechliche Krankheiten und deren Folgen auf die offene Bühne bringt, cynisch in derselben Weise ist Tolstoj, wenn er die Thüren zu dem Schlafzimmer seiner Ehepaare plötzlich weit öffnet; aber cynisch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch

ist auch der litteraturbesessene Jüngling, der seine langweiligen Gesellen schmutzige Zoten reifen läßt, sobald er die Teilnahme seiner Leser nicht anders fesseln kann.

In der doppelten Bedeutung des Wortes liegt die Erklärung dafür, weshalb die Neuerer sich nicht gern „Cyniker“ nennen lassen; aber im Wesen des Cynismus liegt auch schon der Grund, weshalb er einerseits das Streben nach einer tiefern Sittlichkeit, andererseits das geistreiche Spielen mit der gröbsten Unsitlichkeit bezeichnet.

Man sollte, wenn von Cynismus die Rede ist, nie vergessen, daß der wigigste und unverschämteste alte Cyniker, daß Diogenes einmal treffend und zwar von keinem Geringeren als von Plato selbst „ein verrückt gewordener Sokrates“ genannt worden ist. Aus den besten Charaktereigenschaften dieses Mannes, aus seiner Bedürfnislosigkeit und seiner Leutseligkeit haben sich die Hauptzüge der cynischen Schule entwickelt und sind in ihrer Fortbildung durch stoische Römer und durch Kirchenväter geradezu zu Phrasen unserer landläufigen Moral geworden. Daß z. B. die Tugend wertvoller sei als der Genuß, was heute noch das Thema eines zweifelhaften Gymnasiaufsatzes sein könnte, das haben diejenigen Schüler des Sokrates, die man die Cyniker nannte, zuerst ausgesprochen. Und wenn man die alten Lehrsätze ein wenig abstäubt, wenn man nicht nur die griechischen Worte in die deutschen, sondern die alte Bedeutung in die neue übersezt, so ergibt sich leicht, daß jede Kulturentwicklung, welche leidenschaftlich die Rückkehr zur Natur wünscht, mit den Bestrebungen der cynischen Schule identisch war. Je nach Stimmung, Charakter und Witz kommen dann die edeln oder die gemeinen Züge des Cynismus zum Vorschein. Ein solcher nachgeborener Cyniker war im vorigen Jahrhundert Jean Jacques Rousseau und hinter ihm die Schule der deutschen Stürmer und Dränger. Solche Cyniker sind auch gegenwärtig die führenden Ausländer, und sie finden in der Himmelsstürmerei wie im Schmutzbade ihre Nachahmer allerorten, auch bei den jungen deutschen Naturalisten, die sich selber gern mit den Stürmern und Drängern vergleichen.

So weit der älteste Cynismus es überhaupt zu einem geschlossenen System brachte, könnte er getrost zur offiziellen Philosophie der neuesten Richtung ernannt werden. Schon der Verzicht auf die erkenntnistheoretische Leidenschaft ihres Meisters, der seine Weltanschauung durch Nachprüfung aller Begriffe klärte, unterscheidet die Cyniker von Sokrates genau so, wie unsere Naturalisten sich mehr und mehr von Kant losgelöst haben. Wie den Cynikern Begriff und Name Schall und Rauch war und sie im Individuum allein beachtenswerte Wirklichkeit sahen, so schwören auch unsere Naturalisten zu nichts höher als zum Individuum. Derjenige scheint den Fanatikern unter uns der beste Dichter, der kein Wort von vollem Klange, der kein Allgemeines mehr kennt, vielmehr den Menschen mit seiner Umgebung, mit den Gewohnheiten seiner Sprache und womöglich mit den Unreinigkeiten seiner Haut individualisiert. Das ist ja der Grundfehler der litterarischen Schmutzmalerei, daß sie alles Hübsche für kanonisch hält, weil der alte griechische Kanon hübsch war, daß sie darum am bequemsten zu individualisieren glaubt, wenn sie Häßlichkeiten häuft.

So legte der alte Cynismus, weil er das philosophischere Begreifen der Welt gering schätzte und auch sein Hauptgebiet, die Ethik, ganz frei von Dogmen und Vorurteilen behandelte, das Schwergewicht auf die Fragen der Gesellschaft. Seine Angriffe auf den Reichtum und die Eitelkeit könnten heute von Tolstoj geschrieben sein, und seine Verachtung aller Weltlust ist so modern wie nur möglich. Wenn Antisthenes einmal sagt, er möchte bei dem allgemeinen Zustand der menschlichen Einrichtungen lieber verrückt als vergnügt sein, so glaubt man Ibsen zu hören oder doch eine gute Parodie auf Ibsen. Auch das Lob der Arbeit, die Poesie der Arbeit ist etwa von Zola nicht lauter verkündet worden, als von den Cynikern, welche den Herakles, diesen furchtbaren Arbeiter des Olymp, der mit vierundzwanzigstündiger Arbeitszeit zufrieden gewesen zu sein scheint, zu ihrem Schutzpatron machten.

Noch mehr als die Theorien der Cyniker erinnert ihr Stil, in ihrem Leben wie in ihren Schriften, an manche Cyniker von heute. Enthaltbarkeit und Ausschweifung findet sich nebeneinander, nennt sich aber gleicherweise „Rückkehr zur Natur,“ und in der Behandlung des Liebeslebens wird niemand eine gewisse Schamlosigkeit leugnen wollen. Die Schamlosigkeit ist da und es fragt sich nur, wo sie als eine feierlich ausgeputzte Zote verächtlich und wo sie heilig ist, wie ein biblisches Kraftwort. Auch darin ähnelt ja das heutige Geschlecht dem damaligen, daß die großen Cyniker und Stürmer und Dränger sich für die berufenen Ärzte ihrer Zeit halten und sie mit Messer und Feuer zu heilen versuchen, während unberufene Zungen hinter ihnen herlaufen, aber mit Messer und Feuer nur spielen können.

Der alte Cynismus hat auch das erste emanzipierte Weib erzeugt. Hipparchia, die Gattin des Philosophen Krates ist eine Gestalt wie aus dem „König Midas“ von Gunnar Heiberg. Blindlings verehrt sie den Wahrheitsapostel, um dessentwillen sie Vater und Mutter und Freunde verläßt, sie teilt seine Gewohnheiten, sie spricht seine Sprache, sie zeigt ihre Liebe auf offenem Markte; aber wir wissen oft nicht, ob der berühmte Gatte der Hipparchia, wir wissen nicht ob Björnson ein großer Prediger der Sittlichkeit, oder ob er ein Sophist gewesen ist.

Und so unentschieden liegt die Frage von Cynismus und Sittlichkeit in den meisten Fällen; denn diese Frage ist immer persönlicher Art. Gewiß ist die Macht der Finsternis von Tolstoj ein hervorragend sittliches Drama; gewiß sind z. B. die Cynogamieen, welche einmal in deutscher Sprache unter dem widervärtigen Titel „Nicht für Kinder“ erschienen sind, ein ebenso schlechtes wie unsittliches Buch. Aber zwischen dem ganz Hohen und dem ganz Niedrigen giebt es Lagen und Schichten, in denen sich Hohes und Niederes unentwärtbar vereinigt hat, und wo das interessante Gebiet der gemischten Charaktere beginnt. Hier kann recht gut die Eitelkeit durch den zerrissenen Ärmel gucken und die großartige Anspruchslosigkeit des Diogenes etwa Alexander gegenüber nur eine andere Form der Bettelei sein. Auch das Mittelalter hatte in seinen Bettelmönchen eine Erscheinung, bei welcher lächerliche Noheit und idealste Entfagung miteinander verbunden waren. Der litterarische Cynismus unserer Tage weist alle diese Elemente auf. Im Guten und im Bösen hat er sich der meisten jüngeren Talente bemächtigt, und wer nicht sehen will, daß er immer weitere Fortschritte macht, der muß absichtlich die Augen schließen. Er ist so mächtig geworden, daß schon die unsauberen Geister in seinem Bekennnis einen Vorteil sehen, eben die Geister, welche ihn leicht in den Ruf der Unsitlichkeit bringen.

Trotzdem müssen wir das Große und Bleibende im litterarischen Cynismus festhalten. Er wird als Mode vorübergehen, und seine Keime werden unter einem fremden neuen Namen unbefannte Früchte tragen. So lange wir aber Namen und Art dieser Früchte nicht kennen, müssen wir uns mit dem besten Cynismus als einer Vorfrucht begnügen und uns nur hüten, in jedem Verrückten einen Sokrates zu sehen, weil Diogenes ein verrückt gewordener Sokrates war. Es ist eine Lüge, wenn man jeden als Gefinnungsgeossen umarmt, der zufällig mit uns dieselbe Straße zieht; und nichts widerspricht dem Wesen des Cynismus mehr, als die Lüge.

Kleine Kritik.

Josef Kainz hat kurz vor Pfingsten in zwei öffentlichen Vorlesungen daran erinnert, daß er als Künstler noch auf der Welt sei und daß in ihm eine ungeheure Kraft, vielleicht die stärkste Kraft der heutigen deutschen Bühne brach liege. Die Affaire Kainz-Barnay ist durch

den glänzenden Erfolg des Künstlers wieder ein wenig in ein richtigeres Licht gerückt worden. Seit mehr als einem halben Jahr beschäftigt sich der Berliner Coullisentratsch ausschließlich, die Unterhaltung der Gesellschaft sehr viel mit dieser Sache. Doch das Geschwätz kehrt immer wieder zu der müßigen Frage zurück, ob der Schauspieler im Rechte sei, oder der Theaterdirektor. Josef Kainz hat sich dem Direktor Barnay vertragsmäßig für einige Jahre verpflichtet, hat sich dann von den künstlerischen Leistungen des „Berliner Theaters“ unbefriedigt gefühlt, hat seinen Kontrakt zu lösen versucht, und als ihm dieses nicht gelang, sei es nun aus Trotz oder infolge hochgradiger Nervosität seine Verpflichtungen nicht erfüllt. Kainz ist zur Strafe dafür für kontraktbrüchig erklärt worden. Die juristische Frage liegt recht einfach. War Kainz gefährlich krank, wie hervorragende Ärzte ausgesagt zu haben scheinen, so kann er für seinen Vertragsbruch nicht verantwortlich gemacht werden; ist er nur einer Künstlerlaune oder auch einer ästhetischen Überzeugung gefolgt, so ist sein Direktor im Rechte, und wenn er auch eine ganz elende Bühne leiten würde. Das Bedeutsame an dem Falle gehört aber auf ein ganz anderes Gebiet als auf das einer geordneten Rechtspflege. Erstlich steht Schuld und Strafe in einem solchen Mißverhältnis, daß der gesamte Schauspielersstand über seine Lage erschrecken müßte. Die Schuld von Kainz nämlich vollständig zugegeben, so müßte seine Strafe eine verhältnismäßige und eine begrenzte sein. Wird er aber vom Bühnenverein für kontraktbrüchig erklärt, so ist über ihn der große Bann ausgesprochen, er kann sich seinen Geldverlust — wenn der Bann zehn bis zwanzig Jahre dauert — auf Hunderttausende, vielleicht auf eine halbe Million Mark berechnen, ja der Bann kann sehr leicht den bürgerlichen und physischen Ruin des Künstlers zur Folge haben. Josef Kainz hat wahrcheinlich die Verpflichtungen gegen seinen Direktor nicht erfüllt; aber die drohende Strafe wäre auch für den schlimmsten Fall zu hart. Nun kann aber der bürgerlichen und physischen Vernichtung die künstlerische vorausgehen, und diese Möglichkeit verdient wohl vor allem die öffentliche Aufmerksamkeit. Ein Schauspieler, der für kontraktbrüchig erklärt worden ist, wird schließlich nach Amerika gehen und dort sehr viel Geld verdienen. Wie aber wird uns Amerika den genialen Künstler zurückgeben? Nach vielen Erfahrungen als einen fahrenden Virtuosen, der der letzten Galerie zuliebe spielt, der die Kritik durch kleine Mittel zu gewinnen sucht, und der einen Teil seiner Einnahmen geschickt und produktiv für die Reklame auszugeben versteht. In unserem Falle also kann es infolge einer Privatfreitigkeit leicht dazu kommen, daß Deutschland seine zukunftsreichste Kraft nicht nur für einige, vielleicht für die schönsten Jahre entbehrt, sondern daß die ganze künstlerische Schönheit dieser Kraft drüben verloren geht. Das scheint mir doch eine Gefahr von allgemeinem Interesse zu sein. Wenn in Frankreich ein wertvolles Bild nach Amerika verkauft worden ist, so empört sich der Nationalstolz gegen diesen Handel; und dabei wandert das Bild doch nur aus, ohne drüben an seinem Werte zu verlieren. Der deutsche Künstler aber kann wie das deutsche Bier diese Seereise bekanntlich nicht immer vertragen. Direktor Barnay ist ein guter Schauspieler und guter Regisseur, aber ein Genie wie Josef Kainz kann weder seine Persönlichkeit noch seine Regiekunst uns ersetzen und so würde schließlich, wenn der Streit zum äußersten getrieben wird, die künstlerische Rechnung Barnays am Ende lauten: Er hat uns einen recht guten Schauspieler in sich selbst geschenkt, er hat uns aber einen ausgezeichneten vernichtet. Josef Kainz ist andererseits jetzt schon so schwer getroffen, daß er das Unrecht, soweit es auf seiner Seite liegt, kaum mehr verkennt. Hoffentlich wird ein Vergleich, dem nur subjektive Empfindungen im Wege stehen können, die leidige Angelegenheit noch vor Beginn der Sommerferien beschließen. fm.

Bismarck, Moltke und Goethe. Eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes von Max Beyer. (Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel 1890.)

Ein böses Büchlein, welches leicht ein verdienstvolles hätte werden können. Der Verfasser liegt mit dem bekannten dänischen Kritiker schon lange in Fehde und versäumt keine Gelegenheit, dem geistreichen Essajisten eins auszuwichen. Nun hätte es Georg Brandes schon längst verdient, an seine großen Schwächen kräftig erinnert zu werden. Brandes sieht immer scharf und geistreich, was er sieht, aber er sieht von den ästhe-

tischen und kulturhistorischen Erscheinungen, über welche er zu schreiben liebt, nach Laune oder Willkür fast immer nur einen Punkt, von welchem aus er die übrige Gestalt so frei zu konstruieren sucht, als ob sie nicht ganz und gar sichtbar wäre. Aus dieser spielenden oder wenn man will dichterischen, doch sicherlich nicht wissenschaftlichen Art kamen auch die kleinen Ungerechtigkeiten, welche Brandes gegen seinen und unseren Landsmann Moltke verübt hat, und welche nun in Max Beyer ihren Nährboden haben. Leider politisiert dieser dann auf eigene Faust und generalisiert in ganz haltloser Weise, indem er Brandes und Männer wie Ludwig Bambergler irgend einer vorgefaßten Meinung zuliebe zusammenschürt. Georg Brandes ist niemals ein Politiker gewesen und hat vor allem als solcher für uns gar keine Bedeutung. — z.

Dvid. Historischer Roman von Wilhelm Walloth. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler.)

„Die Walloth'schen Dichtwerke sind unzugänglich, denn sie zaubern uns mit wunderbarer, oft beängstigender und doch entzündender Deutlichkeit wirkliche Bilder vor die Phantasie, die wir gerne immer und immer wieder sehen, weil sie uns ganz von dem Druck und den Sorgen des alltäglichen Lebens befreien und uns in eine andere, schönere und heitere Welt versetzen, was eben die Aufgabe aller wahren Dichtungen ist.“ — Also das apodiktische Urteil eines Recensenten, das der Verleger sich beieilt, uns mitzutheilen. Dem Schreiber dieser Zeilen aber fällt bei der Gelegenheit eine andere, ähnlich klingende Recension ein; daß ihre Sprache etwas altertümlich ist, thut nichts; „Alle seine Gedanken sind scharfsinnig, seine Ausbildungen ziellich, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so findet man in diesem Einzigen fast alles beisammen, was sich in den andern nur einzeln findet. Denn er hat nicht allein von Epigen die heroische, von Gryphius die bewegliche und von Hoffmannsvaldbau die liebliche Art angenommen, sondern auch viel Neues hinzugehan, und absonderlich in Sententien, Gleichnissen und hohen Erfindungen sich höchst glücklich erwiesen.“ Also urteilte Benjamin Neufkirch über den ehrenwerten Daniel Casper von Lohenstein; und die Ähnlichkeit der beiden hier zusammengestellten Urteile wird noch übertroffen durch die der beiden Recensenten. Ein so absichtlicher, unwahrer Schwulst, solche gesuchten und verschobenen Bilder und Gleichnisse, wie wir sie bei Walloth finden, sind sicherlich seit Lohenstein nicht mehr dagewesen. Daneben noch ein abstoßendes Hinübertragen kleinsüßlicher und vorübergehender moderner Zustände in antike Verhältnisse. Eine ausführliche Analyse des Walloth'schen Stiles stellte diese Unnatur jedem klar vor Augen; doch verdient Walloth keine Gründlichkeit. Statt ihrer nur einige flüchtige Proben.

§. 49. „Halt,“ fragte sie leise und wichtig, als handle sich's um ein Staatsgeheimnis; „steht mir das kurzgelockte Haar, das die Römer Knabenkopf nennen, nicht noch pitanter als dieses lange?“ — §. 83. „Die Ohren rauschten ihm, dem an Blutarmut Leidenden.“ Scheint von Walloth's Söhnchen, das die Quarta besucht, direkt aus dem Lateinischen übersezt. — §. 125. „Seine grauen rasierten Hängewangen zuckten wie eine Gallertmasse, seine wurstartigen Finger trommelten auf den runden Knien.“ — Endlich und zuletzt §. 166. „Es war ihm, als ströme aus den Falten ihres Gewandes ein scharfer, säuerlicher Geruch, von dem man nicht wußte, ob er ein Produkt der Jugendfrische oder Zerfetzung war.“ Die Quelle dieses Satzes sei lieber nicht untersucht. Nach mehr wird niemanden geküsten. — l.

Johann Neftroys gesammelte Werke. Herausgegeben von Vincenz Chiavacci und Ludwig Ganghofer. (Stuttgart, Verlag von Bonz und Comp.)

Hier wird einmal wirklich einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen. Die Überfülle von guter Laune und kaufmännischer Bosheit, welche in den Pöffen Neftroys aufgespeichert liegt, ist weder für die Leser noch für die gegenwärtige Bühne nach Gebühr genützt worden, weil viele der Stücke überhaupt noch nicht gedruckt vorlagen. Es ist nicht unmöglich, daß Neftroy infolge dieser Gesamtausgabe auf dem deutschen Theater seine Auferstehung feiert. Jedenfalls ist dem Unternehmen der glücklichste Fortgang zu wünschen. — r.